

I ES

22988

DIENBIBLIOTHEK KLAGENF

VOLKSBÜCHEREI



Volkslebensbilder
aus Kärnten

von

Franz Franziszi

Zweite Folge

VERLAGSBUCHHANDLUNG „STYRIA“

Preis K 0.90 - M 0.90

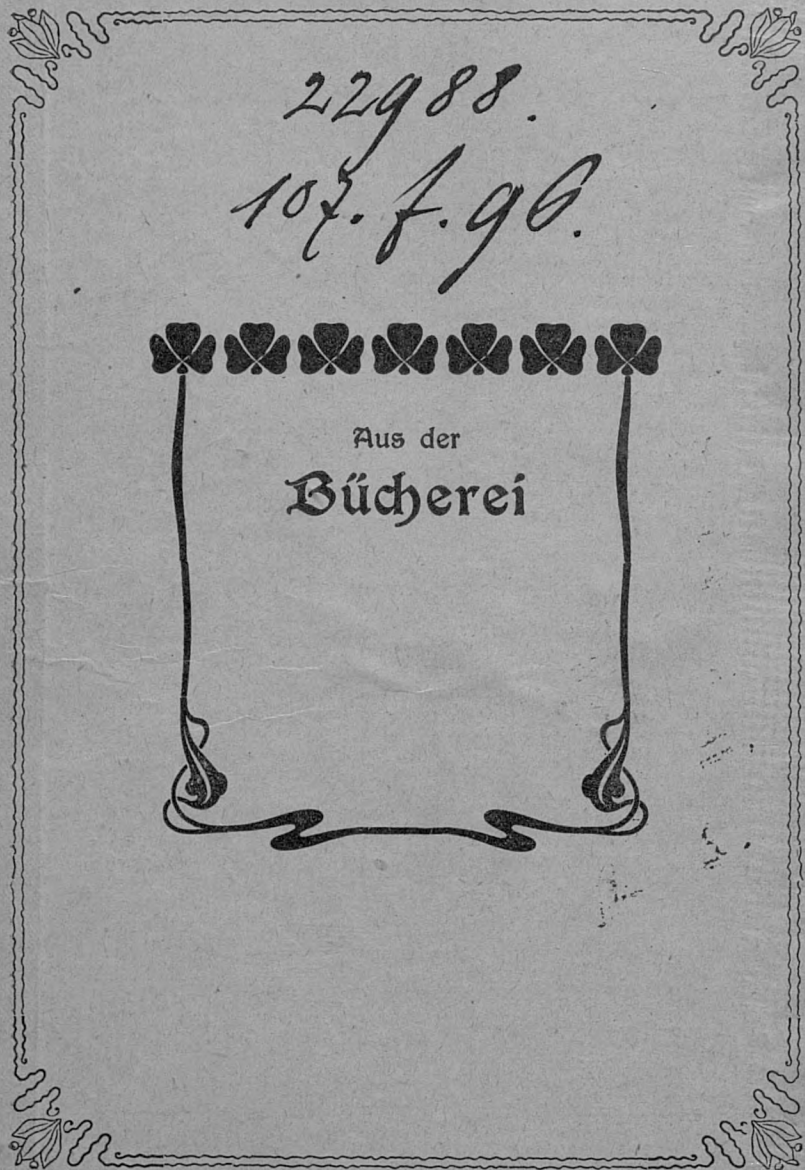
944 19/10/16

444

22988.
107. f. 90.



Aus der
Bücherei



Neue illustrierte Jugendliteratur der Verlagsbuchhandlung „Styria“ in Graz und Wien.

Zunächst erschienen:

- Band 1 = Nr. 1/2. **In harter Schule.** Erzählung von C. Gerh. Mit 4 Einfschaltbildern. K -'60 = Mf. -'50, in Rotleinwand gebunden K 1'- = Mf. -'90.
- Band 2 = Nr. 3/5. **Immergrün.** Erzählungen von C. Arnd. Mit 4 Einfschaltbildern. K -'90 = Mf. -'75, in Rotleinwand gebunden K 1'30 = Mf. 1'10.
- Band 3 = Nr. 6/7. **Die Feuerlinge.** Geschichtliche Erzählung von Frz. Guschaf. Mit 4 Einfschaltbildern. K -'60 = Mf. -'50, in Rotleinwand geb. K 1'- = Mf. -'90.
- Band 4 = Nr. 8. **Der Krautschneider von Montafon.** Ein Lebensbild. Von Silesia. Mit 2 Einfschaltbildern. K -'30 = Mf. -'25, in Rotleinwand gebunden K -'70 = Mf. -'60.
- Band 5 = Nr. 9. **Das Sonnenwendfest und andere Märchen** von F. Gebhard. Mit 2 Einfschaltbildern. K -'30 = Mf. -'25, in Rotleinwand geb. K -'70 = Mf. -'60.
- Band 6 = Nr. 10/11. **Märchen und Sagen** von Mathilde Weil. Mit 3 Einfschaltbildern. K -'60 = Mf. -'50, in Rotleinwand gebunden K 1'- = Mf. -'90.
- Band 7 = Nr. 12/13. **Die Geschwister.** Von J. Kermaria. Mit 3 Einfschaltbildern. K -'60 = Mf. -'50, in Rotleinwand gebunden K 1'- = Mf. -'90.
- Band 8 = Nr. 14. **Tierschutz** in Gedichten u. Aufsätzen. Von N. Krall. K -'30 = Mf. -'25, in Rotleinwand gebunden K -'70 = Mf. -'60.
- Band 9 = Nr. 15/18. **Treue gewinnt.** Nach Walter Scotts „Quentin Durward“ frei bearbeitet. Mit 6 Einfschaltbildern. K 1'20 = Mf. 1'-, in Rotleinwand gebunden K 1'60 = Mf. 1'35.
- Band 10 = Nr. 19/20. **Das Glöcklein von Abendroth.** Von Anton v. Drederis. Mit 3 Einfschaltbildern. K -'60 = Mf. -'50, in Rotleinwand geb. K 1'- = Mf. -'90.
- Band 11 = Nr. 21/22. **Wachsen und Werden.** Erzählungen für die Jugend von C. Gerh. Mit 1 Einfschaltbild. K -'60 = Mf. -'50, in Rotleinwand gebunden K 1'- = Mf. -'90.
- Band 12 = Nr. 23/24. **Immer höher hinauf!** Erzählungen für die Jugend von C. Gerh. Mit 1 Einfschaltbild. K -'60 = Mf. -'50, in Rotleinwand gebunden K 1'- = Mf. -'90.
- Band 13 = Nr. 25. **Wemel Rost.** Erzählung von J. Schaal. Mit 1 Einfschaltbild. K -'30 = Mf. -'25, in Rotleinwand gebunden K -'70 = Mf. -'60.
- Band 14 = Nr. 26. **Romana von Todi.** Von L. Baunard. Mit 1 Einfschaltbild. K -'30 = Mf. -'25, in Rotleinwand gebunden K -'70 = Mf. -'60.
- Band 15 = Nr. 27 u. Nr. 28/30. Nr. 27: **Was die rote Fäule erzählt.** Von Maria Mandé. Illustriert. K -'30 = Mf. -'25, in Rotleinwand gebunden, zusammen mit Nr. 28/30, K 1'60 = Mf. 1'35. — Nr. 28/30: **Als der Flieder blühte.** Von Maria Mandé. Mit 2 Einfschaltbildern u. 7 Text-Illustrationen. K -'90 = Mf. -'75, in Rotleinwand gebunden, zusammen mit Nr. 27, K 1'60 = Mf. 1'35.
- Band 16 = Nr. 31/33. **Drei Schulkameradinnen.** Von Emma v. Brandis-Rellon. Mit 4 Einfschaltbildern. K -'90 = Mf. -'75, in Rotleinwand geb. K 1'30 = Mf. 1'10.
- Band 17 = Nr. 34/35. **Jugend Erzählungen** von Hermine Proschko. Mit 4 Einfschaltbildern. K -'60 = Mf. -'50, in Rotleinwand gebunden K 1'- = Mf. -'90.
- Band 18 = Nr. 36/39. **Der Gefangene des Rhan.** Christian Holms Abenteuer in Indien. Von Karl S. Derting. Mit 5 Einfschaltbildern. K 1'20 = Mf. 1'-, in Rotleinwand gebunden K 1'60 = Mf. 1'35.
- Band 19 = Nr. 44/45. **Aus Wunder-Reichen.** Von Erika Kraft. Mit 3 Einfschaltbildern. K -'60 = Mf. -'50, in Rotleinwand gebunden K 1'- = Mf. -'90.
- Band 20 = Nr. 40/43. **Wie Christian Holm den Schatz des Radschah findet.** Von Karl S. Derting. Mit 5 Einfschaltbildern. K 1'20 = Mf. 1'-, in Rotleinwand gebunden K 1'60 = Mf. 1'35.
- Band 21 = Nr. 46/47. **Im Märchenland.** Von Karoline Fasser-Schmid. Mit 17 Illustrationen. K -'60 = Mf. -'50, in Rotleinwand geb. K 1'- = Mf. -'90.
- Band 22 = Nr. 48/49. **Große Erwartungen.** Von S. Débidé. K -'60 = Mf. -'50, in Rotleinwand gebunden K 1'- = Mf. -'90.
- Band 23 = Nr. 50/52. **Die Pflegekinder.** Von Marianne Maidorf. K -'90 = Mf. -'75, in Rotleinwand gebunden K 1'30 = Mf. 1'10.

Illustrierte Geschichtsbibliothek der Verlagsbuchhandlung „Styria“ in Graz und Wien.

Die Illustrierte Geschichtsbibliothek ist nach einheitlichen Grundsätzen durchaus volkstümlich und leicht verständlich, aber unter steter Berücksichtigung der neuesten geschichtlichen Forschungen bearbeitet, so daß sie nicht nur anziehende und unterhaltende, sondern auch in hohem Grade belehrende und bildende Lektüre zu bieten vermag. Eine Reihe hervorragender Namen, die nur für Gutes bürgen, haben bereits ihre Mitarbeiterchaft zugesagt. Reiches Illustrationsmaterial kommt dem geschriebenen Worte zu Hilfe und führt dem Auge das Bild der Ereignisse der verschiedenen Zeiten, ihres Kulturzustandes u. s. w. vor. Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes.

==== Inhalt. ====

- Prinz Eugen von Savoyen**, der Begründer der Großmachtstellung Österreich-Ungarns. Ein Lebens- und Zeitbild von Dr. Leo Smolle. Mit 23 Illustr. Brosch. K 1.— = M. —90, eleg. geb. K 1'60 = M. 1'40.
- Karl der Große.** Ein Lebensbild von Dr. Peter Machertl. Mit 18 Illustrationen. Zweite Auflage. Brosch. K —80 = M. —70, eleg. geb. K 1'40 = M. 1'20.
- Napoleon I.** Von Dr. Leo Smolle. Mit 43 Illustr. und einer Stammtafel der Familie Bonaparte. Brosch. K 1'40 = M. 1'20, eleg. geb. K 2'10 = M. 1'80.
- Peter der Große** und seine Zeit. Von G. Brentano. Mit 14 Illustr. Brosch. K 1'20 = M. 1.—, eleg. geb. K 1'80 = M. 1'50.
- Feldmarschall Graf Radetzky.** Nach authentischen Quellen bearbeitet von Hans von der Sann (Johann Prainz). Mit 24 Illustr. Brosch. K 1'20 = M. 1.—, eleg. geb. K 1'80 = M. 1'50.
- Erzherzog Karl.** Von Prof. Dr. Karl Fuchs. Mit 15 Illustr. Brosch. K 1'20 = M. 1.—, eleg. geb. K 1'80 = M. 1'50.
- Maximilian I.,** der letzte Ritter. Ein Lebens- und Zeitbild von Josef Nießen. Mit 18 Illustr. Brosch. K 1.— = M. —90, eleg. geb. K 1'60 = M. 1'40.
- Alfred der Große,** König von England. Von P. Athan. Zimmermann. Mit 15 Illustr. Brosch. K —80 = M. —70, eleg. geb. K 1'40 = M. 1'20.
- Erzherzog Johann** von Österreich. Mit Benutzung des handschriftlichen und künstlerischen Nachlasses des Erzherzogs. Von A. Schloßar. Mit 52 Illustr., 2 Fassimiles. Brosch. K 1'80 = M. 1'50, eleg. geb. K 2'40 = M. 2.—.
- Maria Theresia,** die Stammutter des Hauses Habsburg-Lothringen. Von Dr. Leo Smolle. Mit 29 Illustrationen. Brosch. K 1'40 = M. 1'20, eleg. geb. K 2'10 = M. 1'80.
- Christoph Kolumbus** und das Zeitalter der großen Entdecker. Von Dr. Leo Smolle. Mit 18 Illustr. Brosch. K 1'40 = M. 1'20, eleg. geb. K 2'10 = M. 1'80.
- Wallenstein** und das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Von Dr. Leo Smolle. Mit 20 Illustr. Brosch. K 1'40 = M. 1'20, eleg. geb. K 2'10 = M. 1'80.

Volkslebensbilder aus Kärnten.

== Zweite Folge. ==

Von Fr. Franziszi.

Vierte verbesserte Auflage.



UB Klagenfurt



+L22278406



ES I 22988

Graz und Wien.

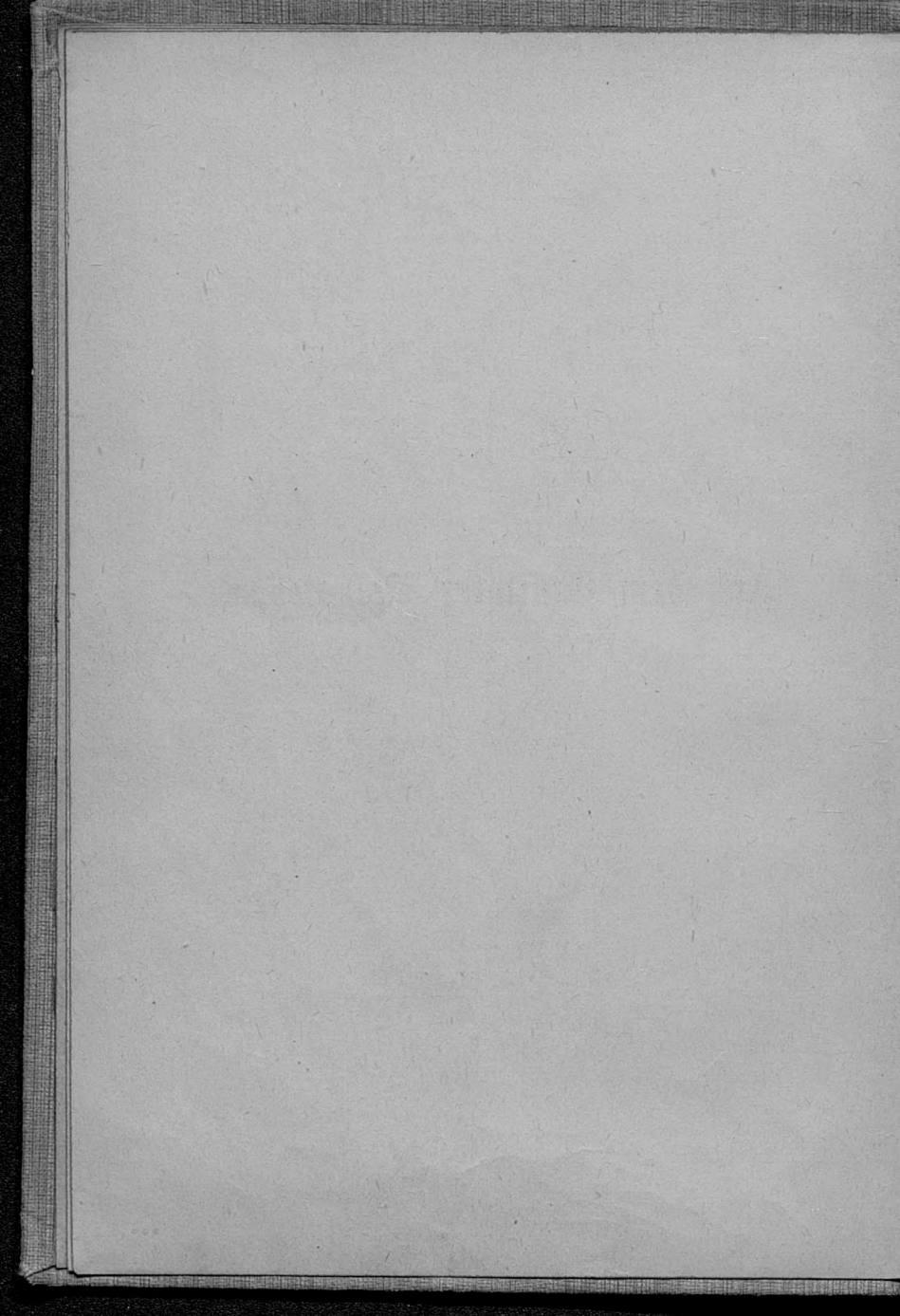
Verlagsbuchhandlung „Stryia“.

„Typograph“-Maschinenfab.

ku. 90 h

K. f. Universitäts-Buchdruckerei „Styria“ in Graz.

Aus dem Gailtaler Volksleben.





Osterbräuche.

Der Winter in den Alpen mit seinen Schneemassen und Frösten scheint kein Ende zu nehmen.

Wie freut sich der Alpler, wenn es im Tale endlich wieder aper (schneefrei) wird und der Frühling seinen Einzug hält. Unter seinen Tritten sprossen dichtgedrängt die „Paternislan“¹⁾ auf, deren stiellose, weiße Blütenkelche aussehen wie der frischgefallene Schnee.

Ganze Scharen von Krähen flogen über die blattlosen Erlengruppen längs dem Gailflusse hin, um mit ihrem heiseren Gekrächze den Rückzug des Winters zu verkünden.

Über die frisch gepflügten, noch dampfenden Äcker huscht die Kreuzamsel, die mit dem letzten Schnee von den Höhen ins Tal kommt, und das liebliche Grün der neu keimenden Winterjaaten erfreut das Auge.

Ostern ist da, die fröhliche Zeit!

Die Schneeglöckchen läuten den Frühling, die Kirchenglocken das Osterfest ein.

Wie wir das Auferstehungsfest des Heilandes, so feierten unsere Vorfahren um diese Zeit das Auferstehungsfest der Natur, das Fest der Göttin Ostara, der Göttin

¹⁾ Crocus vernus, Wiesensafraan.

des aufsteigenden Lichtes, des strahlenden Morgens — daher der Name Ostern.

Wie das Eintreten des Winters durch das Julfest, feierten sie den Beginn des Frühlings durch ein eigenes Fest. Allerlei Spiele wurden veranstaltet und der Göttin Ostara die Erstlinge des Jahres, namentlich Blumen und auch Eier, zum Opfer gebracht.

Bei den Kelten wurden Oster- und Freudenfeuer aufgemacht, von welchen alle vorher ausgelöschten Herdfeuer bei Todesstrafe neu angefacht werden mußten.

Der Gedanke des Festes, der Kampf des Sommers mit dem Winter, der Sieg des Lichtes über die kalte Nacht des Jahres, wurde symbolisch dargestellt.

In der Nacht des Festes, das der Göttin Ostara geweiht ist, wuschen sich die Jungfrauen das Gesicht in den der Göttin geheiligten Quellen, um schön zu bleiben oder zu werden. Das mußte im tiefsten Schweigen geschehen, kein Wort durfte dabei gesprochen werden, sonst ging die Zauberkraft des Wassers verloren.

Einige Überreste der bei diesem Feste üblichen Gebräuche haben sich bis auf unsere Tage erhalten, obgleich die ursprüngliche Bedeutung derselben längst aus dem Bewußtsein des Volkes geschwunden ist.

Für das Volk beginnt die Osterzeit schon am Palmsonntag und endet mit dem ersten Mittwoch nach Oster-sonntag.

Am Palmsonntag kommt die liebe Jugend des Alpdorfes mit mächtigen „Palmbuschen“ zur Kirche. Es sind dies zusammengebundene blühende Weidenäste. Das Presbyterium verwandelt sich in einen Palmenwald. Nach

der Weihe geht der Zug mit dem Pfarrer um die Kirche, findet jedoch bei seiner Rückkunft die Pforte geschlossen. — Der Mesner hat den Pfarrer ausg'sperret. Beide disputieren a Weil miteinander, aber der Mesner will nicht nachgeben; erst wie der Pfarrer dreimal mit dem Kreuzifix an die Pforte klopft, öffnet der Kirchenwaschel¹⁾ die Thür, sagt der Volkshumorist.

Alles drängt sich nun in die Kirche. Es ist ein Schieben und Drängen, daß die „Palmbesen“ aneinanderschlagen und viele Blütenkäzchen das Pflaster bedecken. Diese werden jedoch aufgehoben, denn sie sind für viele Dinge gut. Wer am Palmsonntag drei „Palmwuzel“, die Blüten der Weide, in einem Stückchen Butter verschluckt, ist gefeit gegen den bösen Blick, gegen Schwindel und Ohnmacht.

Die geweihten Palmzweige werden wie überall in den Alpen als Schutzmittel gegen Zauber, Blitz und Hagelschlag gebraucht. Man steckt sie in drei Ecken der neu-gepflügten Felder und wirft bei Ungewittern auch Zweige ins Herdfeuer.

† Bei den Gailtaler Slowenen bestehen die Palmbesen (slowenisch: prajtel) aus einem Esenstämmchen, um welches Kranabekkraut²⁾ und mit Feigen, Äpfeln, Klezen³⁾ und Johannisbrot behangene Weidenzweige gebunden werden. Gewöhnlich ist es das älteste Kind des Hauses oder der Hausvater selbst, der sie zur Weihe in die Kirche trägt.

Zu Hause angekommen, geht man damit einmal um

1) Mesner.

2) Wachholder.

3) Früchtebrot.

das Haus herum zum Zeichen des Einzuges Jesu in Jerusalem. Die Kräuter werden im pulverisierten Zustande als „Vieh-Lack“ verbraucht, der alte Palmbesen aber als erstes Holz für das geweihte Osterfeuer verwendet.

2. Am Mittwoch bei einbrechender Dämmerung beginnt in der Dorfkirche die sogenannte Finstermette, das Matutingebed. Die muntere Jugend, die sich das ganze Jahr her auf den Moment freut, wo sie sich einmal recht wichtig machen kann, wartet mit Knütteln und Ratschen¹⁾ voll Ungeduld vor der Kirchentür, bis der letzte Psalm verklungen, um durch Schlagen auf alte Fässer und Ratschen einen weithin vernehmbaren Lärm zu machen.

3. Am Gründonnerstag gelegte Eier heißt man Dntlaseier; sie sind von der Henne weg schon geweiht und sollen sich das ganze Jahr hindurch ganz frisch erhalten. Man vergräbt sie in die durch Wassergefahr bedrohten Grundstücke und unter die Türschwelle der Stalungen. Ein Dntlasei während des Ausklingens der fortziehenden Glocken am Gründonnerstag über das Dach geworfen, schützt nach dem Volksglauben vor Feuergefahr. Das Dntlasei steht bei alten Leuten noch immer in hohen Ehren. Es darf nicht mit der bloßen Hand berührt, sondern muß mit einem Tuche vom Nest genommen werden.

Gar sonderliche Aberglauben aus uralten Zeiten knüpfen sich an dasselbe. Wenn eine Kuh im Stall verhezt ist und keine Milch gibt, so nimmt man von einem Dntlasei den Dotter, brennt ihn mit einem glühenden Herznagel von einem Wagen, auf welchem eine Leiche

¹⁾ Holzklappern.

auf den Friedhof geführt wurde, legt den gebrannten Dotter in eine Kanne mit Milch und gibt der Kuh davon zu trinken. So ist die Hexe gebrannt und kann nicht mehr schaden. Doch hütet man sich, einem alten Weibe, das bald darnach in das Haus kommen wird, um zu betteln, etwas zu geben. Es ist dies die Hexe, die sich mit dem empfangenen Almosen heilen und weiters noch schaden kann.

Der Karfreitag ist ein langbewährter Fastag:

Ist's am Karfreitag kalt,
Spar' den Samen mit Gewalt. (Beim Säen.)

Im slowenischen Gailtal pflegt man drei Kreuze aus geweihten Palmzweigen vor der Haustür in die Erde zu vergraben.

Am diesem Tage wird das mit einem blauen Tuche verdeckte Kreuz enthüllt und in eine Seitenkapelle getragen, wo es bis zur Auferstehungsfeier zur Verehrung ausgesetzt bleibt. Das Getreide, das da geopfert wird, gehört dem Mesner, der wohlweislich nicht vergift, ein recht großes „Leintuch“ unter das Kreuz zu breiten. Die Leute schütten den Opferweizen über den Heiland aus und halten es dann für geweiht, eine Handvoll davon nimmt man mit sich nach Hause und säet es aus, damit die Feldfrüchte besser gedeihen.

Am Kar samstag in der Früh findet die Feuerweihe statt; da werden alte, eingesunkene Grabkreuze am Friedhof auf einem Haufen zusammengetragen und mit Feuerstein und Stahl in Brand gesetzt.

Die Dorffinder kommen herbei mit Baumschwämmen,

die sie auf langen Stäbchen tragen, entzünden diese nach der Feuerweihe und rennen mit den glimmenden Schwämmen nach Hause. Dort laufen sie dreimal um Haus und Hof; die Hausmutter facht damit das ausgelöschte Herdfeuer an, macht mit den Kohlen drei Kreuze auf die Zimmer- und Stalltür und vergräbt sie unter der Türschwelle. Beim eingeweihten Osterfeuer kocht man die Osterspeisen.

Den ganzen Tag gibt's im Hause zu tun und zu schaffen, zu scheuern und zu kochen; der „Weihreindling“ (Gugelhupf) und die „Gothastrüzkln“ (Patenstrüzkln) müssen gebacken, das Selschfleisch und die Würste müssen gesotten und die Eier gefärbt werden. Die Festtagskleider sind herzurichten, denn nachmittag ist die Auferstehung und die Fleischweihe, wobei alles im festlichen Schmucke erscheint.

Eine originellere Auferstehungsfeierlichkeit hast du, freundlicher Leser, wohl nicht gesehen, wie sie noch in einer Landkirche des Oberrgailtales stattfindet.

Gehen wir hinein in die mit Menschen gefüllte gotische Kirche. Die Orgel hält eben inne. Im Bildrahmen des mit Blumen gezierten Altars steht ein Bild im Goldornat. Sehen wir recht? — Das Bild lebt, es bewegt sich, es öffnet den Mund und singt mit volltönender, sonorer Stimme das „Halleluja, der Heiland ist erstanden“. — Es ist der fungierende Priester, der nun, zurücktretend in den Rahmen, wo das Heilige Grab mit den farbigen Glasfiguren sichtbar wird, auf einer Leiter hinter dem Altare niedersteigt und mit der betenden Menge hinauszieht in die freie Natur, in den großen Tempel Gottes. Schwere Nebel hängen wie graue Schleier über die Bergkuppen nieder, aber die Fahnen wehen lustig im Winde.

In einer Seitenkapelle spielt sich am Schluß eine recht heitere Szene ab. Da steht Korb an Korb, mit blendend weißen Linnen bedeckt, ein Eckchen davon aufgeschlagen, damit der Segen in die Osterspeisen, bestehend aus Reindlingen, Kalb- und Selschfleisch, Würsten, gefärbten Eiern und Krenwurzeln, eindringen kann. Der Mesner sammelt die auf den Körben liegenden gefärbten Eier als Regal für die Weihe ab. Nur schwer gelingt es ihm, mit der gebrechlichen Ware durch das herandrängende Weibervolk durchzukommen. Kaum ist das Wort Amen gesprochen, so fallen die Weiber und Mädchen über die Körbe her und eilen damit wie besessen davon; denn es herrscht hier der Glaube, daß, wer mit dem „G'weichten“ (Geweihten) zuerst nach Hause kommt, auch bei der Arbeit immer voraus ist. Die zuletzt kommt, wird das ganze Jahr hindurch „getückt“ (gehänfelt).

Mit der sinkenden Sonne, deren Scheidegruß die allmählich aus dem Nebelgewirre hervortretenden beschneiten Berge in Purpurglut taucht, zerstreut sich die am Kirchensplatz plaudernde und aus kurzen Tschederpfeifchen rauchende Menge; nur die Burschen versammeln sich in der Gaststube des Wirtshauses, wo sie bis zehn Uhr bleiben und zechen; dann ziehen sie rottenweise durch das Dorf, nehmen bald da, bald dort ein Scheit von den Holzgreben (den Holzlagern), heben mitunter auch einen Baum aus und verfügen sich mit dem gewonnenen Brennmaterial auf den „Stuckbüchel“, wo es in Pyramidenform aufgeschichtet, mit Tafenästen bedeckt und unter frohem Gejauchze in Brand gesetzt wird. Hell flammt das Feuer auf, das die ganze Nacht hindurch bis zum Morgengrauen

unterhalten wird. Die Burschen lagern herum, erzählen sich „Märkan“ (Märchen) und Geschichten aus längstvergangenen Zeiten, bis die Morgenglocke ertönt; da werden die auf dem „Büchel“ (Büchel) aufgepflanzten Pöller gelöst. Auch von den Nachbarpfarren her hört man das „Grußläuten“ und das Pöllerdröhnen. — Es ist ein feierlicher Augenblick, der selbst die verwegensten unter den Burschen andächtig stimmt, die nun in die Pfarrkirche gehen, um dort gemeinschaftlich einen Rosenkranz zu beten. Das Aufsuchen von Osterfeuern wie im Lavantthale ist hier nicht gebräuchlich.

Die Kirche ist die ganze Nacht mit Andächtigen besetzt. In der Osternacht, heißt es, soll man neun Kirchen besuchen.

Am Ostermorgen wird „Geweichtes“ aufgetischt; jeder Diensthote im Haus erhält einen Reindling oder Roggenstruz und eine Wurst, und jedes Patenkind ein Gothastrüzl und ein Paar gefärbte Eier.

Bei den Slowenen erhält auch der Bräutigam von seiner Auserwählten ein Ostergeschenk. Gleich nach der Auferstehungsfeier sendet sie ihm drei buntgefärbte Eier mit zierlichen Aufschriften und Arabesken.

Alle Knochen vom Osterfleisch werden gesammelt und in dem Weizenacker vergraben. —

Daß es in der Osterzeit an Spielen nicht fehlt, kann man sich denken; außer den gewöhnlichen, allorts bekannten, kommt im Gailthale vor das „Eierwälzen“: man läßt die gefärbten Eier zwischen zwei Rechenstielen herabrollen, das, welches trifft, gewinnt; — und das Knöpfeln: dazu werden Hosens- und Westenknöpfe verwendet,

und mancher Bua läuft knopfslos, die Hose in der Hand haltend, vom Spielplatz nach Hause; — endlich am Ostermontag das Kugelwerfen, das nur an diesen Tagen geübt wird. Sämtliche Burschen versammeln sich auf dem Kirchplatz; eine Scheibkugel wird als Osterbock ausgeworfen und lustig rollen die Kugeln nach; so geht es fort unter Lachen, Scherzen und Streiten bis zum nächsten Gasthaus an der Straße, wo der Gewinn gemeinschaftlich vertrunken wird.





Das Hefenschlagen.

Im Spätherbst, wenn der Erntesegen unter Dach und Fach gebracht und den ländlichen Arbeiten eine Ruhepause gegönnt ist, wird in einigen Ortschaften des Obergailtales ein echtes Gailtaler Volksspiel, ein Seitenstück zum Rufenstechen¹⁾, von den Burschen zur Aufführung gebracht.

Wir wandern auf die Moorniese hinaus. Es ist ein angenehmer Oktobernachmittag; freundlich blickt die Sonne auf die frischgrünenden, zwischen bleichen Mais- und Stoppelfeldern liegenden Winterstaaten und Wiesengründe nieder. Die das Tal begrenzenden Vorberge sehen etwas buntscheckig aus, seit der Herbst mit frostiger Hand sie berührte. Die dunkle Färbung der Fichten und Tannen kontrastiert mit dem lichten Grün der Lärchen und den herbstlich geröteten Buchen; die darüber aufragenden schroffen Dolomiten zeigen eine eigentümliche Farbmischung von Blau und Grau, mit tiefdunklen, scharf abgegrenzten Schlagshatten; die Luft weht noch mild und fröhliche Musikklänge mit Rauchzern vermischt bringen an unser Ohr. Schon zeigt sich das freundliche Dorf, zu

¹⁾ Vgl. des Verfassers „Volkswesen, Sitten und Bräuche in Kärnten“. Graz, „Styria“, S. 95.

beiden Seiten des Wildbaches am Bergesabhänge ausgebreitet und scherzende Gitschen ¹⁾ in Sonntagspuz kommen uns entgegen.

Sind es die Musikklänge, die zum Tanze locken, oder das Festspiel, das alle so fröhlich stimmt?

Schon dröhnen mächtige Paukenschläge. Es ist die höchste Zeit, wenn wir noch zurecht kommen wollen.

Eiligst durchschreiten wir die Dorfgasse. Nur einen flüchtigen Blick wenden wir der an der Wirtshaustür angeschlagenen Rundmachung: „Heute Hefenschlagen!“ zu. Diese Anzeige ist von geübter Hand geschrieben. Die Initialen sind mit roter Farbe gedruckt oder richtiger gesagt, aus einem gedruckten Riesenplakate herausgeschnitten und darauf geklebt.

Wir schlagen einen Feldweg ein und gelangen rasch auf den Festplatz, wo ganze Scharen von Schaulustigen, Frauen und Gitschen in bunten Gruppen an den Feldrainen sich niedergelassen haben, in froher Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Die Mander ²⁾ in grauen Lodenjoppen drängen sich um den Tisch, über welchem eine auf hoher Stange aufgehißte rotweiße Fahne lustig flattert, vor sich auf dem Tische neben kleinen Schnapsgläschen große mit Stroh umflochtene Flaschen, aus welchen den Hefenschlagern und auch anderen Mut und Begeisterung fließen soll. Ein holdselig lächelndes schmuckes Mädchen, des Dorfwirtes Töchterlein, im semmelfarbenen Kleide, eine nickende schwarze Straußfeder auf dem Filzhute, fungiert als Marketenderin.

¹⁾ Mädchen.

²⁾ Männer.

Unter Pöllergedröhne und mit klingendem Spiele ziehen nun die Burschen, meist prächtige, robuste Gestalten, die Lodenjoppen leicht über die Schultern geworfen, die Hüte zierlich mit Blumensträußchen geschmückt, in geschlossenen Reihen durch das Pizant (den Zaunweg) herauf. Ein glatt gehobelter Holzstock, auf welchem die Beste¹⁾ angebracht sind, wird vom „Bestträger“ wie eine Fahne vorausgetragen.

Die auf der Wiese in der Nähe weidenden Kinder, welche bisher die bunte Menschenmenge neugierig anglohten, nehmen beim Herannahen des Zuges reißaus und galoppieren mit zu Boden gefehrten Köpfen über die Rüben- und Krautfelder hin. Das überlaute Rufen des Herter²⁾, der in Verzweiflung ihnen nachrennt, übertönt fast das fröhliche Gejauchze der Burschen, die, auf der Wiese angelangt, um den aufgepflanzten, hochaufragenden „Beststock“ einen dichten Kreis schließen.

Betrachten wir uns die Beste etwas näher.

Zu oberst hängt in schöner Fassung ein Krontaler, darunter ein Vereinstaler; diesen folgen einige Silbergulden und ein Fugbest unter Kuvert. Neugierige versuchen es, in das Kuvert hineinzugucken, doch dieses ist fest verschlossen, — der Spaß darf nicht zu früh verraten werden; wahrscheinlich ist es ein ganz harmloser Scherz, der aber seine gute Wirkung auf die Lachmuskeln nicht verfehlen wird. Der Krontaler sticht allen am meisten in die Augen, eine Spende des Pfarrherrn, welcher mit dem Lehrer des Ortes aus einiger Entfernung vergnügt

¹⁾ Gewinste, beziehungsweise Gaben.

²⁾ Hirte.

das heitere Volksgewimmel betrachtet. Der Lehrer ist in einen großen Blaid gehüllt und bläst aus einer langen Pfeife Rauchwolken in die Luft.

Die Sonne steht hoch über der Spitze des Polinit und wirft ihre Strahlen schräg über die belebte Wiese und die aufblühenden Blechinstrumente der Musikanten, welche einen schneidigen Festmarsch intonieren.

Die Pauke fällt ein und aus dem Menschenknäuel löst sich eine wunderbar ausgestaffierte Gestalt ab, ein Bursche, dessen Antlitz eine auf die Schultern herabfallende Lederkappe verhüllt. Einen Stab in den Händen schreitet er langsam und vorsichtig aus. Hinter ihm her der Paukenschläger. Jetzt verstummt die Musik; nur die Pauke begleitet mit bald stärkeren, bald schwächeren Schlägen den Hefenschlager, je nachdem er sich dem Ziele nähert oder von demselben entfernt.

Das Ziel ist ein auf einem Stabe aufgesteckter, mit Kalk übertünchter „Hefen“ (Hafen) aus schwarzem Ton — eigentlich gestohlene Ware; ein bedeutender Wert hängt freilich nicht daran. Am Vorabende des Festspieles durchmustern nämlich die Burschen die Rauchfucheln, um irgendwo auf listige Weise hinter dem Rücken der ihr Besitztum sorgfältig bewachenden Hausmutter, welcher dieser uralte Brauch wohl bekannt ist, einige Hafen zu erhaschen.

Ein lautes Gelächter lenkt unsere Aufmerksamkeit wieder auf den Hefenschlager, der nach langer Irrwanderung nun mit hochgeschwungenem Stabe auf eine Mädchen- gruppe lossteuert, die schon und fichernd auseinanderstiebt. Der nun seinen Irrtum gewahrende Bursche reißt sich

die Lederkappe vom Kopfe, wirft den Stab vor sich hin, tritt ihn mit Füßen und kehrt etwas „beduckt“ (niedergeschlagen) in den Kreis seiner Genossen zurück, aus welchem bald ein anderer mit der Kappe Vermummter hervortritt. Dreimal wird er um den Bestock unter Musikbegleitung schnell im Kreise herumgeführt, damit er etwas „türmisch“ (schwindlich) wird und sich, an den Stand gestellt, nicht so leicht orientieren kann.

Dieser macht es besser als sein Vorgänger. Schnurgerade geht er auf das Ziel los, der Paukenschläger hinter ihm her. Nach achtzig abgezählten Schritten hält er inne — ein Schlag, und der Haken fällt getroffen vom Stocke.

Ein allgemeines Bravo erschallt, die Musik fällt ein und mit der Siegestrophäe auf dem Stabe kommt der Bursche jauchzend daher, um den ersten Preis, wie er wähnt einen Krontaler, in Empfang zu nehmen.

Ein neuer Haken wird aufgesetzt, das Spiel nimmt wieder seinen Fortgang, bis alle Beste an den Mann gebracht und die Flaschen geleert sind. Das Geld für die Beste und den „Trunk“ wird von den Burschen „zusammengeschossen“.

Die grauen Kalkschroffen schauen auf das muntere Volkstreiben hernieder und ein Rosaschimmer überzieht ihre gerunzelte Felsstirne, gleich als freuten sie sich darüber, daß die Gailtaler die Spiele und Gebräuche ihrer Väter noch treu in Ehren halten.

Mit dem Verglimmen der Abendröte erfolgt unter Vorantritt der Musik und dem Geknalle der Böller der Rückzug in das Dorf, wo dann ein lustiger Tanz improvisiert wird. Ohne Tanz kann es hier nicht abgehen.

Der gefällige Wirt, welcher zum Empfange der Burschen mit einer Flasche Wein an der Schwelle seines gastlichen Hauses steht, hat freilich die Lizenz zu lösen vergessen; doch droben im Herrenstübchen sitzt mit den Vätern des Dorfes, die sich zum Tirolerwein den Hammelbraten wohl schmecken lassen, der Bürgermeister, und die An- gelegenheit ist bald beglichen.

Mit Gästen und Rauchqualm füllt sich die Trinkstube. Die Burschen ziehen von Haus zu Haus und kommen bald mit den „ausgebetenen“ Gitschen herbei. Diese haben eine eigene Stube, an deren Decke hängt eine den Raum matt erhellende Petroleumlampe; einige Tische und Holz- bänke ohne Lehne bilden das ganze Mobilier. Der Wirt, gekennzeichnet durch das Käppchen, das er nie lüftet, bringt einen Liter Glühwein nach dem andern in die Stube. Die Burschen in Hemdärmeln trinken in der rosigsten Laune den Gitschen fleißig zu. In dem von ein paar Anslittkerzen erleuchteten Vorjaale, welcher als Tanzplatz dient, haben die Musikanten Posto gefaßt und stimmen ihre Instrumente.

„Mensch, kemmt's außer, Damenwahl is!“ ruft ein Bursche in die Stube hinein. Die diabolischen Klänge der Geige gehen in die Füße und bald wirbeln Gitschen und Burschen wie toll durcheinander. Der Holzboden schwankt, die Luft erzittert vom frenetischen Gejauchze. Es ist nur zu wundern, daß der Boden unter dem Gestampfe der genagelten Bergschuhe nicht durchbricht und dem armen „Küchenschreiber“, welcher unten in der Vorlaube neben der Kellertür sitzt, nicht ein Balken auf den Kopf fällt. Dieser vielgeplagte Mann muß alles, was im Hause

Flüssiges und Festes bei ihm vorübergetragen wird, protokollieren. Dafür hat er das Nachsehen — ein wahrer Tantalus!

Wir begleichen bei ihm unsere Zechen und schreiten hinaus ins Freie. Welch ein herrliches Schauspiel! Hinter den dunklen Zacken des Gartnerkoffl erhebt sich eben der Mond und gießt sein mildes Licht über die Alpenwelt aus und über die nun verlassene feuchte Moorniese, wo noch vor wenigen Stunden ein so reges, frohbewegtes Leben sich entfaltete.





Das Reifheizen.

War das ein Geklingel auf allen Wegen und Stegen.
— „Tschugale, Tschugale!“ Diesen Lockruf der Halter
hörte man von allen Seiten und dazu das Geblöck der
Schafe und das Gebrüll der Kinder, die gepuzt und ge-
striegelet einherstolzierten.

Auf die Alm geht es wieder.

„In die Berg bin i gern,
Da g'freut mi mei Gmüat,
Wo die Alurosn' n wächst
Und der Enzian blüaht“

sang die Semmerin und der „Zuabot“ (Halterbub) juchazte
dazu. Und heiter lächelte die aufgehende Sonne vom
Bergesrand nieder. Welch ein herrlicher Junimorgen!
Der sinnverwirrende Lärm ging an uns vorüber; noch
aus der Ferne hörte man das dumpfe Getöse der „Tusch-
glocken“ und das helle Klingen der „Singazlan“ (kleinen
Glöckchen). Wir lauschten und lauschten — je weiter
entfernt, desto harmonischer wurde das Geläute. Und nun
wanderten wir hin über die betauten Wiesen und freuten
uns der herrlichen Zeit . . .

Aber wie hat sich nach wenigen Tagen das Aussehen
der Landschaft verändert!

Düstere Wolkenmassen verhüllen die Konturen der Berge, unheimliche Nebelgebilde schleichen an den Berglehnen hin. Das Königstürl am Reißkofl, das Barometer der dortigen Apler, tritt deutlich hervor und hebt sich wie ein zugespitzter Keel von der grauen Hinterwand ab — das Zeichen eines nahen Gewitters. Im halb aufgeschossenen Kornfeld raspelt und sägt der Strohschneider¹⁾. Die Mauerschwalben streifen im raschen Fluge oft den Grasboden. Ein heftiger Windstoß fährt über die Wipfel der dichtbelaubten Bäume; in der Ferne rollt der Donner, schwere Tropfen fallen nieder und geräuschvoll öffnen sich die Schleusen des Himmels. Die Regenflut stürzt herab. Bis auf die Haut durchnäßte Feldarbeiter, hinter ihnen eine Schar Gitschen mit über den Kopf geschlagenen Überrocken eilen in die zunächst stehenden „Getreidebösen“, um dort zu „schärmen“ (Unterstand zu finden).

Mittlerweile fängt es gar zu schneien an; und wie der Himmel sich wieder aufhellt, blickt die scheidende Sonne durch das von Purpurglut umsäumte Wolkengitter auf eine Winterlandschaft nieder.

Ein schönes Bild! eine Metamorphose, wie man sie nur in einem Nebelbilder-Apparat und in den Hochalpen sehen kann.

Besorgt blickt der Alpherr auf die beschneiten Höhen, wo sein „Gut“, seine Herden, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, zumeist im Freien kampieren; nicht minder besorgt schaut der Landmann auf seine Felder. Die Mais-

¹⁾ Wachtelkönig.

pflanzen stehen so schön und die Gärten im üppigsten Flor.

„Hab ich's nit g'sagt, was der Winter nit bringt, bringt der Summer? Bei katern (heiterem) Himmel is morgen alles hin“, sagt die Bäuerin und schleppt „Leilacher“ (Leinentücher) in den Hausgarten, um damit die Beeten zu bedecken; und der Bauer fährt gar mit einem ganzen Fuder Stroh auf das Feld hinaus, um wenigstens einen Teil seiner Maispflanzungen vor dem drohenden Reif zu schützen.

Die Knechte aber eilen mit Taxhacken versehen in den nahen Wald hinauf. Wie Eichhörnchen erklimmen sie mit ihren scharfen, an den Füßen angechnallten Eisen die Fichten- und Tannenbäume und hauen, ein fröhliches Lied dazu singend, die noch vom Regen triefenden Äste ab. Dabei produzieren sie waghalsig ein gymnastisches Kunststück. Wenn nämlich die Bäume nahe beisammen stehen, schwingen sie sich durch „Zusammenraunzen“ (Hin- und Herschwingen) von einem Wipfel des Baumes auf den andern, den sie mit vieler Gewandtheit erfassen, um ihre Arbeit von oben herab fortzusetzen. Die „abgeschnatteten“ (abgehauenen), zerstreut auf dem Moosboden im Walde umherliegenden „Tafen“ (Fichtenäste) werden dann von den Gehilfen auf einen in das Thal vorspringenden Hügel hinausgezogen und zu Haufen aufgeschichtet. Auf niedrigen Anhöhen, selbst an Feldrainen werden zahlreiche solche „Taschaufen“ errichtet.

Vor Zeiten ging der „Geschworene“ von Ortschaft zu Ortschaft, um in allen Häusern und Gehöften das Reifheizen anzukündigen. In einigen Ortschaften des Tales

wurde mit der Glocke das Zeichen zum Reifheizen gegeben. Nach Mitternacht, wenn der Himmel klar und ein alles vernichtender Reif zu befürchten war, schlugen die Glocken im Kirchturm an, bald schwächer, bald stärker, wie das gewöhnliche Signal einer Feuersbrunst; und gar mancher sprang vor Schrecken aus den Federn und fragte, wo es denn brenne. In einigen Orten zog ein Tambour nach Mitternacht trommelnd durch die Gassen des Dorfes oder es wurden Pöller gelöst, um die Leute zum Reifheizen zu wecken.

In der frühesten Morgenstunde, wenn der Himmel kaum zu grauen beginnt, ziehen die Reifheizer mit „Bucheln“ (Kienfackeln) und Laternen zu den Anhöhen hinauf, um die Haufen in Brand zu setzen. Da entfaltet sich ein lebhaftes Treiben. Von allen Seiten wird Brennmaterial herbeigeschafft und zu einem mächtigen Holzstoß aufgeschichtet, aus dem bald die hellen Flammen emporlodern, die Gegend weithin grell beleuchtend. Um die Glut zu dämpfen, werden Tafen über den flammenden Holzstoß geworfen. Es knistert und „prezelt“ (prasselt), die Funken fliegen wie aufgeschreckte Johannismwürmchen durch das Dunkel der Nacht. Die Gitschen kommen mit geröteten Gesichtern aus dem nahen Wald und schütten das gesammelte Moos aus den Schürzen in die Glut; auch Wasser wird hineingegossen, denn es handelt sich vor allem darum, recht viel Rauch zu machen.

Wie das qualmt! Burschen und Gitschen reiben sich, während sie neue Tasaäste in die Glut werfen, den heißen Rauch aus den Augen.

Um das Weitergreifen des Brandes auf den Gras-

boden zu verhüten, zieht man zuweilen einen Graben um den Holzstoß und füllt ihn mit Wasser. Daß es bei diesem nächtlichen Treiben an heiteren Scherzen nicht fehlt und mancher Jachzer im nahen Walde das Echo weckt und die Vögel aus ihren Nestern aufscheucht, darf man nicht gerade der „Geistflaschen“ (Branntweinflasche) zuschreiben, welche fleißig die Kunde macht und Brennstoff in die Gemüter gießt.

Auf den Anhöhen qualmen Rauchsäulen, das Tal scheint wie in dichten Nebel gehüllt, die Sonne geht wie eine mattrote glanzlose Scheibe durch den Rauchschleier blickend über den Bergen auf, — ihre Strahlen sind gebrochen und können den erstarren Pflanzen, über welche der warme Rauch sich legt, nicht schaden.

Steigt man an der Berglehne höher hinauf, so überrascht ein eigenartiger Anblick. Aus der die Talsohle streckenweise völlig deckenden Rauchschiebe und den vom Gailfluß aufsteigenden Nebelschleiern sieht man hier eine Turmspitze mit dem vergoldeten Kreuze, dort die Wipfel einer Baumgruppe, hier das Dach eines Gehöftes, dort einen isolierten Felsen wie eine Insel aufragen: ein seltsames Bild, das sich in jedem Augenblicke wieder verändert.





Der Taufgang.

In einem abgelegenen Alpendorfe, wo die friedliche Stille nur durch das eintönige Kläuschen des Röhrenbrunnens auf dem Dorfplatze und zuweilen durch das Gebrüll der zur Tränkrinne drängenden Kinder unterbrochen wird, ist ein einfacher Taufgang schon ein Ereignis.

Die Leute auf dem Felde halten mit der Arbeit inne und lassen die Ackergäule ein wenig verschmausen. Durch die Fenster der Gehöfte spähen neugierig die Frauen, wenn die in der ganzen Umgebung wohlbekannte Hebamme, auf das beste herausgeputzt, den mit einem hellfarbigen Tuche den neugierigen Blicken verhüllten neuen Weltbürger am Arme mit der „Gotha“ (Patin) im Sonntagstaat durch das Pizant herschreitet, um ihn in die altersgraue Dorfkirche zur Taufe zu tragen.

Der Schweiß perlt ihnen von der Stirne! Ein solcher Taufgang ist mitunter ein beschwerlicher Gang. Die Gehöfte liegen zumeist im Gebirge zerstreut, wohl stundenweit von der Kirche entfernt; manches Haus hängt wie ein Schwalbennest hoch oben am steilen Bergeshang. Was Wunder, wenn der guten, behäbigen Hebamme die hellen Tropfen an der Stirne stehen. Auf ihrer Wanderung haben sie hier und dort einen Wildbach zu übersetzen, und

wenn das wilde Gewässer den schwankenden Steg weggeschwemmt hat, bleibt ihnen nichts übrig, als Schuhe und Strümpfe auszuziehen, das Kleid aufzuschürzen und frischweg den Bach zu durchwaten. Sie dürfen sich nicht aufhalten lassen; vor Betläuten müssen sie wieder zu Hause sein. Denn nach dem Betläuten darf man das Kind nicht mehr ins Freie tragen, sonst wird ein Wechselbalg daraus. Auch einer „Leiche“ (einem Leichenzug) darf man nicht begegnen, das wäre ein schlimmes Zeichen. Und erst im Winter, wenn Schnee und Eis die Bergpfade bedeckt, wenn es stürmt und windet, daß ihnen der Flugschnee wie harter Sand ins Gesicht treibt, oder wenn es niederfloct und alle Wege und Stege verschneit! Durch Sturm und Wetter eilen sie mit dem Täusling, der in Tüchern eingehüllt aussieht wie eine winzige Mumie, der Dorfkirche zu. Denn das Kind muß so schnell als möglich zur Taufe gebracht werden, weil man einen Heiden nicht lange im Hause dulden darf.

Neben der Kirche winkt verlockend der immergrüne Fichtenzweig des Wirtshauses. Wer sollte es ihnen verargen, wenn sie, um ein wenig „abzurasten“, mit dem kleinen Weltbürger an der Kirche vorüber vorerst in die Wirtsstube treten; der Kleine wird es ja, einmal groß geworden, kaum anders machen.

Der stets gefällige Wirt hat sie schon von ferne erblickt und führt sie mit einem freundlichen Grüß' Gott in die große Trinkstube. Die umsichtige Kellnerin aber lehnt sich ins Fenster, um den Pfarrer nicht zu übersehen, wenn er über den Friedhof geht, denn man darf ihn nicht lange warten lassen.

Beim Taufakt hält die Patin oder der Pate das Kind über das Taufbecken, wobei nicht vergessen wird, das „Taschengeld“, gewöhnlich einen Taler, in die Einbinddecke zu stecken, damit es so mitgeweiht wird. Dieser Taler wird dann als „Schatzgeld“ sorgfältig aufbewahrt.

Nach der Taufe geht man schnurstracks wieder ins Wirtshaus. Da ist im Hinterstübchen schon alles für den frugalen Tauffchmaus vorbereitet; auf dem mit einem farbigen Kaffeetuche bedeckten Tische prangt ein Blumenstrauß. Die Patin, oft ein schmuckes Mädchen, oder der Pate nimmt den Ehrenplatz ein.

Der dampfende Suppennapf wird aufgetragen, dem noch ein paar Fleischgerichte folgen. Gesprochen wird dabei wenig und das Wenige nur im geheimnisvollen Flüstertone. Auch der Wirt, den Hut auf dem Kopfe, sitzt fast stumm daneben, mit den Fingern auf der Tischplatte trommelnd.

Die Hebamme, die immer einen Vorrat von Zucker in der Tasche hat, steckt dem Säugling, sobald er Miene macht, bemerkbar zu werden, ein Stückchen Zucker in den Mund. „Schaugen S' her,“ sagt sie zum wohlgefällig lächelnden Wirt, „was wir für an' Bengel haben, lei weiß und rot; ich hab mei Möglichst's 'tan . . .“ Sie hat das Kind gehörig gebadet, mit einem Lappen fleißig abgerieben, und erst die Ingredienzien, die sie zum Bade verwendet hat: vor allem Milch und Geist, dann Weihbrunn, Zimt, Neugewürz, — und daß das Kind einst zum Heiraten kommt, ist auch gewiß! Sie hat es ja auf der Tischplatte gefascht; das soll ein probates Mittel sein, um frühzeitig unter die Haube zu kommen.

Erst der Wein, von dem anfänglich nur genippt wird, und der Kaffee machen die Leutchen dann etwas gesprächiger.

Weniger Vermögliche müssen sich freilich mit einer Flasche Wein begnügen, um auf die Gesundheit des Neugeburteten ein Gläschen zu leeren.

Doch die Zeit drängt. Das Haus steht hoch oben am Bergeshang, der Weg ist weit und beschwerlich, die Mutter wartet schon hart, das getaufte Kind an die Brust zu drücken, und so wandern sie in der heitersten Stimmung wieder heimwärts. Die Hebamme trägt das Kind nun viel leichter, denn aus einem Heiden ist ein Christ geworden. Und wie sie in die halbdunkle, mit Tüchern verhängte Stube tritt, steht für sie wieder ein Näpschen Kaffee in Bereitschaft — das wievielte schon heute? Doch das braucht nicht jedermann zu wissen.

Der junge Bauer kommt auch herbei, er will das Kind auf den Arm nehmen; er hat es ja noch gar nicht recht gesehen. Aber die Hebamme hält ihn zurück. „O Narrn, Narrn!“ ruft sie, „was fällt Euch ein, es hat ja schon ‚betg'läut‘.“ Und nach dem Abeläuten darf man das Kind nicht mehr anrühren, sonst bekommt es die „Nachtwana“ (das nächtliche Weinen).

Die erste Taufe nach Ostern heißt beim Volke die neue Taufe, und es war noch vor wenigen Jahren dem Pfarrer dafür eine besondere Gabe zu entrichten, in letzterer Zeit ein Silbertaler, wohl eine Erinnerung an den „Osterbock“. Simrock berichtet, daß zu Schillingen bei Trier nach einem Visitationsprotokoll vom Jahre 1712 eine Abgabe abgestellt wurde, die unter dem Namen

hircus paschalis (Osterbock) pro primo infante baptizando (für den ersten Täufling) zu entrichten war.

Noch haben wir etwas über die Verpflichtungen und Rechte der G'vatersleute (Paten) zu sagen.

Vor der Taufe hat die Patin in die „Weisat“ zu gehen, das heißt ein Patengeschenk an die Wöchnerin zu geben. Man sieht sie im Festkleide hinschreiten mit einem von schneeweißem Leinentuch bedeckten Korb, aus welchem der Kopf eines buntbefiederten Hahnes herausguckt. Ein Hahn oder eine Henne, eine Flasche Wein, Eier und Semmel, das sind die Gaben, welche sie der Wöchnerin als Herzstärkung zu bringen hat.

Eine Woche nach der Taufe geht sie in die „Nachweisat“; diese besteht aus drei „Reindlingen“ (Weizenbrot), Zucker und Kaffee. Auch der junge Weltbürger wird von ihr bedacht; für ihn liegt ein Häubchen und das „Taufpfadl“ (Taufhemd) im reinlich mit weißem Leinenzeug verhüllten Korbe, in welchen man, wenn er seines Inhaltes entleert ist, unbemerkt ein buntes Kopftuch und ein Stück Reindling als kleine Gegenleistung hineinlegt.

Auch die Nachbarinnen kommen in die Weisat. Jede bringt etwas, die eine Zucker und Kaffee, die andere kommt gar mit einer großen „Maarbreg'n“ (mürben Breze) im Arm ins Haus, wo zur Bewirtung der „Weisatleut“ Strauben (Eierspeis), Schotten-Krapsen, Kaffee, mitunter ein Glas Wein oder — „Geist“ aufgetischt werden.

Alljährlich zu Ostern erhalten die „Götaklan“ (Patensinder) von den G'vatersleuten ein Strügl (Laib) aus Weizenmehl und ein paar rotgefärbte Eier. Das

geht so fort, bis sie das zwölfte Lebensjahr erreichen, wo die Verpflichtung der Paten mit Verabreichung eines neuen Gewandes ein Ende nimmt.

Doch ihr Einfluß auf die Schützlinge hört damit nicht ganz auf. Zeitlebens sind sie ihre Ratgeber und wenn sie einmal zum Heiraten kommen, da haben sie das Vorrecht, am Hochzeitstage als Beistände zu fungieren.



Eine Bergpredigt.

Auf einer Wanderung durch das Gailtal fesselt bald hier, bald dort ein auf hoher Warte stehendes Kirchlein des Wanderers Blicke. Die Gegend weithin beherrschend, bildet es mit seinen weißgetünchten Wänden und Holztürmchen, vom dunklen Grün sich abhebend, eine Zierde der Landschaft.

Ein solches recht malerisch gelegenes Kirchlein blickt von einer Hochwiese des Katslingberges, über welchem die Felszacken und schroffen grauen Wände des Reißkofel (2369 Meter) aufragen, auf uns nieder.

Einjam und verlassen steht es auf lustiger Höhe. Nur steile steinige Pfade führen hinauf durch schattige Waldbestände, an Abgründen vorüber, die Berglehne empor. Wenn man aber nach einem stündigen, etwas ermüdenden Anstieg die Höhe erreicht, breitet eine wundervolle Aussicht über das Längental der Gail zu unseren Füßen und auf die es gegen Süden begrenzenden Alpen und Kalkschroffen sich aus.

Gerne nimmt man das Fernglas zur Hand, um einzelne Partien des aufgerollten Bildes genauer zu betrachten.

Im äußersten West zeigen sich die in Duft gehüllten Berge von Tirol, an welche sich die des Lesachtals mit dem Weißenstein (Monte paralba 2690 Meter), einer

vielgerühmten Aussichtswarte, anschließen. Als mächtiger Grenzstein zwischen dem Lesach- und Gailtale ragt über der üppig grünen Mauthneralpe die Dolomitpyramide der Plenge auf, an deren Fuß wir den freundlichen Marktflecken Mauthen mit seinem schlanken gotischen Turm und über demselben das Kirchlein Maria=Schnee auf walddiger Höhe erblicken. Gerade vor uns erhebt sich der Hohe Zollner; in seinen Seitengraben stürzen nicht unbedeutende Wasserfälle nieder. Da sehen wir hin in das Wasserpiel des Nöblingerfalles, der in einem tiefeingeschnittenen dichtbewachsenen Graben wie ein weißes, flatterndes Tuch über eine dunkle Felswand herabwallt. Am Ausgang des Grabens liegen die Häusergruppen der Ortschaft Nöbling, weiterhin Griminigen, Gundersheim, und so wandert unser Blick von Ortschaft zu Ortschaft, von Berg zu Berg, bis hin zu den Felszinnen des schöngestalteten, mächtigen Gartnerkofel (2198 Meter), der durch den bekannten Botaniker Wulsen zu europäischer Berühmtheit gelangte.¹⁾

Von unserem erhabenen Standpunkte aus hat man auch einen lehrreichen Überblick über die Gailregulierungsbauten, welche in langen Linien den „Gailgries“ (das Schotterbett des Gailflusses) durchschneiden.

So anziehend wie die Aussicht ist das Plätzchen selbst, auf dem wir uns befinden. Vom einsam und isoliert am Bergabhang stehenden Gehöfte aus aufgenommen, gibt das Bergkirchlein mit dem großartigen Hintergrund der südlichen Kalkalpen ein prächtiges Bild für den Stift eines Künstlers.

¹⁾ Standort der *Wulfenia carinthiaca*, der seltenen blauen Blume.

Nur einmal im Jahre — am Sonntag vor Pfingsten — wird in diesem Kirchlein ein Gottesdienst gehalten. Wie hell klingt da der Silberton des Glöckleins über Berg und Thal! Auf allen Wegen und Stegen kommen die Leute im Sonntagsstaat herbei; — manche kernfrische Maid mit rosigem Wangen, ein Gebetbuch mit goldblinkendem Schnitt in der Hand, einen roten Regenschirm unter dem Arm, um ihren neuen Filzhut mit den schwarzen Bandschleifen, der schimmernden Metallschnalle, allenfalls vor einer Durchnässung zu schützen; denn im Gailthale wechseln Sonnenschein und Regen oft so plötzlich wie das Lachen und Weinen in ihrem Gesicht; — manch stämmiger Bursche im feinen dunklen Tuchgewande — seine Lodenjoppe hängt dieweil zu Hause im Pferdestall — den grünen Hut geschmückt mit der Spielhahnfeder, die Silberkette mit einem Georgstaler auf der offenen Samtweste, aus welcher das weißgeplättete Hemd hervorschaut, ist unter der Menge eine auffällige Erscheinung; die Mode hat eben ihre Arme bis in die entlegensten Gebirgstäler ausgestreckt, um alles Eigenartige in Sitte und Tracht mit der Zeit zu verdrängen. Auch ein rotes Fähnlein schwanft daher, dem sich eine Schar „Mannen- und Weibanleut“ angeschlossen hat, den Rosenkranz betend.

Die Bergkapelle ist zu klein, um die Leute zu fassen; nur wenige haben darin Platz. Da bleibt nichts anderes übrig, als sich im Freien im Grase niederzulassen.

Bei günstiger Witterung ist die hochgelegene Wiese von Menschen sehr belebt; um so mehr heute am herrlichsten Maimorgen!

Der Frühling ist mit all seiner schimmernden Pracht

eingezogen in das Thal. Eichen- und Kirschbäume, auf dieser Höhe noch vortrefflich gedeihend, stehen in voller Blüte; die Wiese prangt im Blumenstolz, — nur an den höchsten Klippen der Bergriesen glänzt noch der letzte Schnee des Winters. Die Luft ist rein und klar; die Alpen ringsum leuchten im Sonnenglanz und freundlich lächelt der tiefblaue Himmel auf die Scharen der Undächtigen und auf das Kirchlein hernieder, in welchem ein Sängerkhor, von einer Violine begleitet, ein religiöses Lied anstimmt.

Alle entblößen das Haupt; wohl brennt die Sonne heiß herab, aber die kräftigen Gailtaler sind gefeit gegen Hitze und Kälte.

Mittlerweile besteigt der Pfarrer die höchst primitive, im Freien unter dem schützenden Dache der hölzernen Vorhalle aufgestellte, aus rohen Brettern gezimmerte Kanzel, um eine eindringliche Predigt an die ringsum im Grase lagernde Menge zu halten: eine wirkliche Bergpredigt!

Weithin schweift der Blick über die sonnigen Matten, von welchen die Almhütten herüberwinken, und über die in der Tiefe des Thales zerstreut liegenden Ortschaften, von welchen melodisch das Sonntagsgeläute vom Winde bis zu dieser Höhe hinaufgetragen wird, während er mit den Bändern und Kopftüchern des Frauenvolkes sein loses Spiel treibt; aus der Ferne hört man das dumpfe Rollen einer abgehenden Lawine und der Ruckuck ruft im nahen Walde.

Eine einfach-schlichte, aber gewiß erhebende Sonntagsfeier unter Gottes freiem Himmel!

Die Predigt und die Messe gehen zu Ende, die Leute

rüsten sich zum Heimweg. Da kuckht noch ein altes Mütterchen den Bergpfad herauf. „Hat's eper gar schon z'sammgläut?“ fragt es einen Burschen, welchem der Schall aus den Augen blitzt. „Na, noch nit“, antwortet der Bursche. Er hat nicht ganz unrecht; freilich hat es nicht zusammengeläutet, denn es hing ja im engen Turm nur ein Glöcklein, das nun wieder hinausflingt in die Berge, um der mit ihrer wehenden Fahne abziehenden Schar das Geleite zu geben.

Die Menge zerstreut sich und wieder steht das Kirchlein einsam und verlassen auf der sonnigen Hochwiese. Kein Wirtshaus ist da zu finden, das seine gastlichen Räume öffnet, kein „Lebzelter“ hat hier sein Zeltbaldach aufgeschlagen, um allerlei Süßigkeiten und den „milden Met“ feil zu bieten; selbst für seinen Karren ist der Pfad zu steil und zu holperig. Die liebe Jugend begnügt sich, um doch etwas mit nach Hause zu bringen, mit den holden Blümlein der Bergwiese: Primeln, Orchideen, blauer Enzian und wie die Frühlingsboten alle heißen, werden zu Sträußchen gebunden und auf den Hut oder an den Busen gesteckt. Das kuckhende Mütterchen aber findet bald hier, bald dort ein heilsames Kräutlein, um sich daraus, diesmal früh genug, einen stärkenden Tee zu bereiten.





Der Bachfeiertag.

Es gibt wenige Täler in Kärnten, wo auf kurzer Strecke so viele Wildbäche verwüstend in die Talgelände niederrauschen, wie im Gailtale. Auf einer Wegestrecke von kaum drei Stunden, von Mauthen bis Kirchbach, haben wir den Valentin, den Röttschach-Danieler, den Dellacher, den Grafendorf-Straninger Wildbach und die Rinsen. Merkwürdigerweise siedelten sich die Talbewohner gerade am Ausgange der von den Wildbächen durchbrausten Schluchten an; daher ertönt nicht selten in stürmischer Nacht durch die stille Dorfstraße der schauerliche Ruf:

Der Bach künmt, der Bach künmt!

Verfolgen wir einmal sein steiniges, zumeist trockenes Bett. Wir stehen auf der Rinsenbrücke, in der Nähe der freundlichen Ortschaft Gundersheim. Die Fernsicht in das großartige Panorama der Gailtaler Alpen, in welchen der Gartnerkofel, der Hochwipfel, der Polinigg, die Plenge, der Thorkofel dominieren und von deren Vorbergen malerische Gehöfte mit ihren glitzernden Fensterreihen hernieder schauen, hält uns eine Weile fest. Das Landschaftsbild ist zu schön, um sich so schnell zu trennen. Inmitten desselben erhebt sich der schlanke Turm der auf einem vorgeschobenen Hügel stehenden Pfarrkirche der Ortschaft St. Daniel und aus dem fernen Westen, schon nahe der

Grenze Tirols, winkt uns die Kirche von Kornath im Lesachtale.

Wir wenden uns nach rechts und wandern im Anblicke des mächtigen Reißkofel, der hier seine breite zerklüftete Felswand mit dem isoliert aufragenden Königstürmchen dem Wanderer zukehrt, allmählich ansteigend im Rinsensbett über Gerölle bergan.

Heiß brennt die Sonne auf das Steintrümmerfeld nieder, das zwischen üppig grünenden Erlenaugen mit seinen glänzenden, blendenden Kalkscherben und erraticen Felsblöcken fast aussieht wie eine vom Fuße des Reißkofels sich herabziehende Gletscherzunge. Im losen Geschiebe, aus welchem hier und dort ein verdorrter Baumstamm aufragt, wohl ein stummer Zeuge des herrlichen Waldbestandes, den der Bach weiland mit seinen Schlammwellen erdrückte, forschet das Auge vergeblich nach der Spur eines Wassers.

Nach viertelstündiger Wanderung bergan wird das Rinsensbett schmaler, ganze Tristen von herabgeschwemmten Holzblöcken stehen an dessen Rand aufgeschichtet. Bruchstücke bunten Sandsteins liegen umher, einige schon so verwittert, daß sie bei einem Stoße mit dem Fuße in dunkelrote Splitterchen zerfallen. Und siehe da! Zu unserer Überraschung ein kleines Wässerchen! Wie leise es durch den Sand herabrieselt, um weiter unten im Steingeschiebe zu versiegen! Du täuschest uns nicht mit deinem sanften Gemurmel, — wir kennen deine Tücke, die Felsstrümmel umher wissen nichts Gutes von dir zu erzählen.

Wir wandern weiter. Die Erlenaue, welche das Steinfeld begrenzt, spendet erquickenden Schatten. Ist dort

nicht ein Gletschertisch? Ja wahrhaftig! Die auf einem Baumstrunk liegende Felsplatte sieht völlig so aus; wir könnten darauf unseren Imbiß verzehren. Im Weiter-schreiten an der Seite des Bächleins, das schon etwas breiter wird und lauter murmelt, kommen wir zu einem kolossalen Felsblock, an dem sich eine hohe, verwitterte Fichte anlehnt, als suchte sie vor dem wilden Wasser Schutz in den Felsenarmen.

Das ist der Gradmesser des Wildbaches, — an den mit getrocknetem Schlamm belegten Zweigen und Ästen ist zu erkennen, wie hoch die Fluten des Baches zur Zeit der letzten „Gieß“ gestiegen sind.

Nach einer Stunde mühevollen Steigens über scharfkantige Felsstrümmen verschwinden die niedrigen Erlengebüsche am regellosen Ufer des Steingletschers und der Fichtenwald tritt in sein Recht. Wir können nicht umhin, in seine schattige Säulenhalle hineinzutreten, um wieder einmal weichen Boden unter den Füßen zu haben. Bemoste Steine liegen umher und eine breite Mulde zieht sich durch den Waldgrund; ein Beweis, daß der Bach vor vielen, vielen Jahren einmal da hinab seine Richtung genommen.

Der Dämon der Alpen läßt sich nicht meistern, er geht seine eigenen Wege; wenn ihm sein Bett zu hoch und unbequem wird, wirft er sich auf diese oder auf die andere Seite und wühlt sich, unbekümmert um die stillen Behausungen der friedlichen Anwohner, ein neues Bett aus; ja die Leute sind ihm dabei noch behilflich, indem sie die dichten Waldbestände an seinen Ufern, um einige Kreuzer für den Tagesbedarf zu gewinnen, bald da, bald

dort lichten, — um dann am Ende Haus und Hof zu verlieren.

Mitten im Fichtenwalde auf einem freien Plage steht ein höchst alpenhaftes, aus Holz gezimmertes Gehöfte. Es ist das Reißkofelbad.

Auf der einfachen Veranda vor demselben kann sich der Gast an rotem Tirolerwein erfrischen und in der Badewanne sieht man die kahlen Wände des Reißkofels in nächster Nähe emporstreben.

Gewiß ein romantisches Plätzchen, ein stilles Tempe für solche, welche die Einsamkeit suchen! Ein blauer Schleier oder ein Schattenspender wird ihnen nicht leicht begegnen.

Der schattige Weg zum Fuße des Kofel hin führt uns in ein wildes Tobel. Da stehen wir in der Werkstätte des gespenstischen Dämons; sein Material liegt hier aufgehäuft. Manche unerlöste Seele hat da, wie die Volks Sage zu erzählen weiß, ihren Aufenthalt.

Wenn die Blitze zucken, der Donner rollt, der Platzregen herabstürzt und die Hochwasser in das Tobel nieder-rauschen, da regt sich das tote Gestein, da brodelst es wie in einem Hegenkessel und die ganze Masse ergießt sich in das Rinsbett. Wie beutegierige Schakale hüpfen die sich überstürzenden Schlammwellen daher, indem sie Kollsteine, entwurzelte Bäume und allerlei Wald-Rudera mit sich führen, bei Verkläufungen wie eine Wand aufstauen, um dann mit elementarer Gewalt in das Talgelände niederzubrechen.

„Der Bach kimmt! Der Bach kimmt!“ rufen die vor Schreck gelähmten Anwohner.

Und er kommt wirklich! Mit einem weit hörbaren Gepolter, als ob Riesenmühlen in Tätigkeit wären, braust er daher.

Betet, betet! ruft die angstvolle Hausmutter der sorglosen Kinderſchar zu und wirft geweihte Palmzweige in die Herdglut.

Die Männer aber eilen hinaus, mit langen Stangen und Hacken bewehrt, an das Ufer des Wildbaches. Vom Regen durchnäßt ſtehen ſie bis über die Hüften im Waſſer und arbeiten, um einen Ausbruch deſſelben zu verhüten. Gleichwohl richtet der Wildbach nicht ſelten die grenzlichſten Verwüſtungen an. In wenigen Minuten verwandelt er die ſchönſte Wieſe in ein wüſtes Schotterfeld, bedeckt die von goldenen Ähren wogenden Saatsfelder mit Schlamm, daß nur mehr einzelne Halme hervorchauen, wühlt viele Meter tiefe Graben aus und bedroht ſelbſt die nahe gelegenen Gehöfte.

Kein Wunder, daß die armen Leute, der Wut der Elemente ohnmächtig gegenüberſtehend, zu einem höheren Weſen ihre Zuflucht nehmen. Seit urdenklichen Zeiten hält man daher in den meiſten von einem Wildbach beſonders bedrohten Ortschaften einen eigenen Feiertag, der in keinem Kalender verzeichnet ſteht: den B a c h f e i e r t a g.

Es iſt ein aſchgrauer Werktag. Und doch erſcheinen die Mädchen im Sonntagsſtaat in der Dorfkirche, mit bunten am Nacken in einen Knoten verſchlungenen Kopftüchern. Die Ortschaft hält eben ihren Bachfeiertag. Nach der Scharrmeſſe, ſo genannt, weil das Meßgeld geſcharrt (daſ iſt geſammelt) wird, füllt ſich die Gaſtſtube deſ danebenſtehenden Wirtshauſes mit Zechern; doch findet

man alle erträglich nüchtern, wenn es nachmittags zur ungewöhnlichen Stunde mit allen Glöcklein zusammenläutet. Die Gitschen stehen schon eine Weile im Friedhof, oder kauern gemüthlich plaudernd im Grase.

Da erschallt die laute Stimme des Vorbeters aus der Kirche und der Zug ordnet sich. Es ist nur ein kleines Schöckchen, das an uns vorüberzieht — Männer, Mädchen und Frauen; in brennender Sonnenhitze die Betschnur in der Hand, schreiten sie dahin, ein schlichtes Holzkreuz voran, darunter Leute, welche die Schrecken des Gießwetters schon manchmal erlebt haben. Dort der alte gebeugte Mann in der braunen Lodenjoppe, der starr vor sich hinblickt, als ob sein Geist in der Vergangenheit weilte, wüßte so manches zu erzählen. Sooft der Ruf ertönt: Der Bach kimm! und die Wildwasser unheimlich brausen, befällt ihn ein Zittern, dessen er nicht Meister werden kann. Der Schrecken der „Gieß“, die sein bestes Grundstück verschüttete, ist ihm in die Glieder gefahren. Ohne Gruß geht der sonst freundliche Alte in solchen Momenten vorüber; er sieht nichts als die langsam dahinflutenden braunen Schlammwellen, aus welchen glattgeschälte Baumwurzeln hervorragen; er hört nichts als das Rauschen des Baches. — Und dort dem noch rüstigen Manne, der mechanisch die Lippen bewegt, hätte der Wildbach bald sein Söhnlein verschlungen. Bei einem Gießwetter war es, das vielen Schaden anrichtete, ganze Feldstrecken verschotterte, so daß die Leute nichts davon einheimsen konnten, als herabgeschwemmte Holzabfälle, die einzige Ernte für viele Jahre, — da weilte er mit seinem Sohne am Ufer des Baches. Der Knabe hatte sich

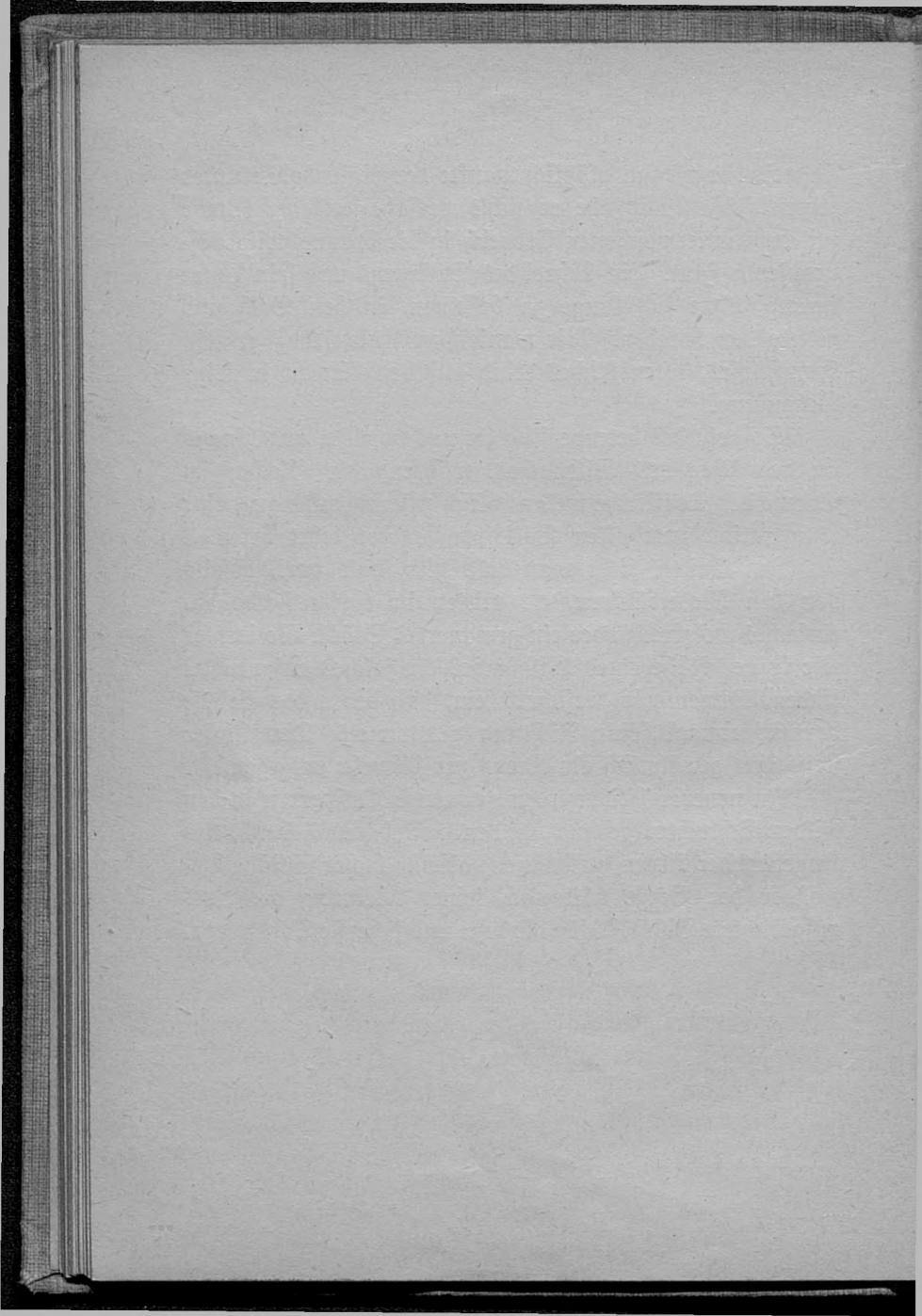
zu weit vorgewagt, plötzlich wankte der Rasenboden unter seinen Füßen und ehe er sich's versah, sank der Knabe mit dem unterwaschenen Erdreich in die braune, wild aufbrausende Flut. Ein Schrei des Entsetzens und sein Vater sprang, ohne sich lange zu besinnen, in den Bach und rettete den Knaben. Mit wankenden Knien trug er sein bewußtloses, totenbleiches Kind auf den Armen in seine Behausung.

So geht der betende Zug an uns vorüber und hinaus an das Ufer des Wildbaches, während die Glocken im Turme der Dorfkirche melancholisch zusammenklingen, eine Illustration zum alten Volksspruch: Not lehrt beten.

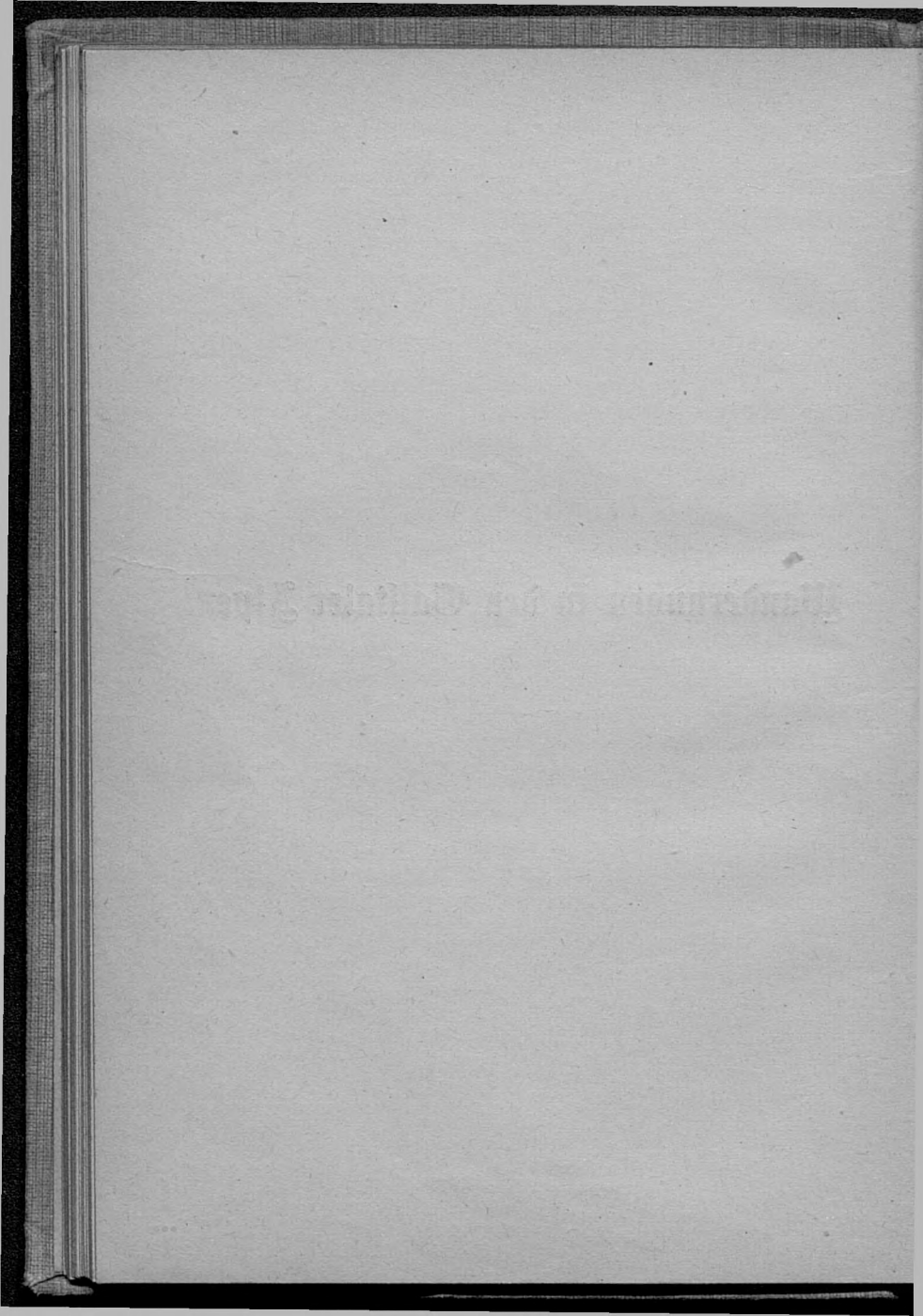
Im Gailtal sieht man bald hier, bald dort, abseits von den Wohnhäusern, oft mitten in einem Felde ein einfaches Holzkreuz oder ein gemauertes Stöckl. Wo immer wir in der Nähe eines Wildbaches ein solches aufgerichtet finden, können wir versichert sein, daß der wilde Geselle dorthin einmal seine Richtung genommen. Der Alpler stellt ihm gewöhnlich ein Kreuz zur Abwehr entgegen.

In neuerer Zeit wurden gewaltige Talsperren in den wilden Schluchten gebaut, um den furchtbaren Dämon, das Ungetüm der Alpen, zu bannen; aber mancher schlichte Bewohner der Berge hält nach seiner Meinung doch das aufgerichtete Bildstöckl für die beste und sicherste Schutzwehr.





Wanderungen in den Gailtaler Alpen.





Über den Gailberg auf die Plöken.

Mit der Umlegung der Reichsstraße über den Gailberg und der Eröffnung der Eisenbahn von Arnoldstein nach Hermagor ist das Gailtal dem Fremdenverkehr erst erschlossen worden.

Dieses Alpental bietet dem Touristen in der Tat viel Beachtenswertes. Schon ein Gang über den Gailberg gibt uns einen Vorgeschmack von den herrlichen alpinen Bildern, die nach Überschreitung des Berges vor unseren Augen sich entrollen.

In der Station Oberdrauburg verlassen wir den Eisenbahnwaggon. Es ist ein prachtvoller Morgen. Sonnenglanz vergoldet die zum Teil schon auf Tiroler Boden sich erhebenden Berge, auf welchen hier und dort noch einige Schneeflecken schimmern. Über die seit einem furchtbaren Brande mit Ziegeln gedeckten Häuser des Marktes Oberdrauburg schaut der abgestumpfte Kirchturm herüber.

Nächst der nicht weit vom Bahnhof entfernten Draubridge betreten wir die Reichsstraße, die an der Drautaler Seite, in ziemlich steilen Serpentinaen durch schattigen Nadelwald ansteigend, in zwei Gehstunden über den Gailberg nach Röttschach führt.

Wo der Wald sich lichtet, bieten sich Ausblicke auf die Talsohle des Drautales und die beschneiten Mölltaler Berge. An schattigen Stellen leuchten zwischen bemoosten Steinen die zarten rotviolettten Blüten von *Cyclamen europaeum*, das hier sehr häufig vorkommt. Auf der hohen Brücke, beim sogenannten Jungfrau sprung (an welchen sich die Sage einer verfolgten Jungfrau knüpft, die nach dem kühnen Sprung in die Tiefe unverfehrt davonkam), fällt der Blick in die schwindelnde Tiefe des wildromantischen Silbergrabens, mit dem in Waldesdüster verborgenen Jagdschlößchen des Fürsten von Porcia und dem hohen Silberfall.

Die Sattelhöhe bezeichnet ein einfaches Holzkreuz.

Durch ein enges, lustiges Hochtal geht es bergab, wo es vor Zeiten sehr einsam und weltstill war. Seitdem die Bahn durch das Drautal geht, beleben die Straße ganze Züge von welschen Arbeitern und Fuhrwerken aller Art.

Wenn man das Blahaus — ehemals Schmelzwerk mit Hochofen und dormalen Sägemühle — erreicht, fesselt den Blick ein eigenartiges Bild. Inmitten der Landschaft mit dem großartigen Hintergrunde der Karnischen Alpen erhebt sich ein ganz isoliert aufragender bewaldeter Fagel, auf dessen Spitze einst das nun in Schutt verfallene Schloß Pifersberg stand.

Hinter Pifersberg wird der Ausblick freier, die Vorberge weichen allmählich zurück, schon zeigen sich üppig grüne Wiesen und Felder, hier und dort ein Bauerngehöfte und endlich die erste Ortschaft nach fast zweistündiger Wanderung: Laas mit dem altertümlichen, aus Sand-

stein-gebauten gotischen Kirchlein. Noch eine Wegestrecke und wir begrüßen das Wahrzeichen von Röttschach: den hohen Spitzturm der Servitenklosterkirche.

Bevor wir unsere Wanderung fortsetzen, wollen wir den Ort etwas näher betrachten.

Seit dem großen Brandunglücke am 14. August 1886 ist mit dem Ort eine augenfällige Wandlung vor sich gegangen. Wo früher braune, hölzerne Reuschen standen, finden wir nun weißgetünchte Häuser; was krumm war in der Gassenzeile, ist gerade geworden — eine Metamorphose, die den Landschaftsmaler weniger anmutet als den gewöhnlichen Touristen. Immerhin hat Röttschach durch die Neubauten an stattlichem Aussehen gewonnen. Die geräumige Klosterkirche liegt etwas tief; mehrere Stufen führen hinab zur Eingangspforte und erinnern uns an die vielen, durch den Lammerbach verursachten Überschwemmungen, welche diesen Ort öfters vermehrten. Die großartigen Wildbachverbauungen dürften denselben vor weiteren Wassergefahren schützen.

Den Kirchplatz umrahmen das freundliche Gasthaus Zur Post und das alte Fürst von Porcia'sche Amtsgebäude.

In der Nähe des neuen massiven Baues, in welchem das Bezirksgericht und das Steueramt untergebracht sind, von der Gartenveranda vor dem Gasthause Zum Kirchner ist die Aussicht auf die imposante Kellerwand frei. Ein fesselnder Anblick! Noch ein freundlicher Umstand kommt hinzu: man hat nur wenige Schritte in den parkähnlichen Einsiedlerwald mit seinen Ruhebänken und lauschigen Plätzchen. Der Name erklärt sich dadurch, daß in diesem

Walde noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in einer Klause neben der Johanneskapelle ein Einjödler hauste.

über die lange, hölzerne Gailbrücke, wo der Reiskofel sich als mächtig aufstrebende Felspyramide präsentiert und ein Stück der Gail-Regulierungsbauten ganz bequem besichtigt werden kann, gelangt man nach Mauten. Ein ausgedehntes Schotterfeld breitet sich hinter diesem am Fuße des Polinigg (2333 Meter) gelegenen Marktflecken gegen Würmlach hin bis zum Gailfluß aus; es ist das Bett des Valentinbaches, der diesen Ort schon öfters mit Wasserkatastrophen heimgesucht hat.

Verfolgt man den Lauf dieses Baches in entgegengesetzter Richtung, so kommt man durch ein Felsenloch in das Bachbett und da weiterschreitend in eine interessante Klamm, das Valentintobel, zu dem auch von der hohen Plönerstraße aus, in der Nähe des Gasthauses Zum Oeder ein Einblick möglich ist. Ein leichter Plaid wird hier nicht überflüssig sein; denn aus der düsteren Felschlucht weht es einen gar kühl und fröstelnd an.

Nun geht es auf die Plökenstraße! Ein vielbetretener Steg, den Weg abschneidend, führt über Wiesen und Felder den Bergabhang hinauf nach Maria-Schnee, einem Kirchlein, das mit seinem flimmernden Turmkreuz auf die Häusergruppe des Marktes und weit hinaus in das Tal schaut. Vor dem Gnadenbilde hängen mehrere vergoldete Lampen. Dieser beliebte Wallfahrtsort in tiefer Waldeinsamkeit ist so recht geschaffen zu stiller Andacht.

Durch ein Fichtenwäldchen gelangen wir auf die Straßenhöhe. Da hält man gern Rückschau auf das in der Tiefe sich ausbreitende Tal und die daselbe gegen

Norden begrenzenden fahlen verwitterten Höhen der Lienzer Unholde und des Tauken-Gebirges mit dem hochgelegenen Knappenhaufe. Erquickend wirkt der Gang unter dem Laubgewölbe der mächtigen Buchen, durch deren Zweige zuweilen ein goldener Sonnenstrahl auf den fast ebenen Weg fällt.

Valentinklamm lieft man auf einer Wegtafel, die wir beinahe übersehen hätten. Wenige Minuten abseits von der Straße befinden sich drei mit festen Geländern geschützte Aussichtswarten, welche einen Blick in die schwindelnde Tiefe gestatten. Freilich sieht man da nur einen kleinen Teil der Klamm. Zwischen hohen und fahlen Felswänden braust der Valentinbach, über Felsblöcke schäumend und in Kaskaden sich überstürzend, daß es fast den Anschein hat, als ob er statt zu Thal, bergan flöße.

Die grauen Wände sind in der Tiefe stellenweise durchlöchert und in den brodelnden Wasserstrudel mit Überresten von Schneelawinen, die oft über den ganzen Sommer hier liegen bleiben, stürzt sich von der Seitenwand ein dünner Wasserfall nieder. Besonders fesselnd ist der Blick von der Zabiérow-Warte; da sieht man hinab auf ein düsteres, schwarzes Felsentor, durch welches die smaragdgrüne Flut des Wildbaches im Laufe von Jahrhunderten sich Bahn gebrochen hat. Es scheint fast unglaublich, daß es möglich war, durch diese enge Schlucht einen Steg anzubringen.

Hat man dieses Schaustück bewundert, so winkt einladend in der Veranda des in wildromantischer Lage befindlichen Gasthauses Zum Eder ein trauliches Plätzchen;

dort mag man bei einem Glase Tiroler Wein sich von den Mühen des Weges erholen.

Die Fortsetzung des Weges bietet reiche Abwechslung. Die Großartigkeit der Alpennatur in ihrer Schönheit und Wildheit tritt immer mehr hervor. Die imposante Felswand des Cellon (2238 Meter) in blauverdämmernder Ferne, welche das enge Tal abzuschließen scheint, der langgestreckte, steilabfallende Rücken des Polinigg (2333 Meter), von welchem vor Zeiten die schweren Schritte der Kelten, das Waffengeklirr und Wagengerassel der römischen Legionen widerhallten, die auf Eroberung nach Norden zogen, das tiefe schluchtartige Bett des Valentinbaches, in welchem hier und dort von Lawinen gebrochene Bäume wirr durcheinander liegen, die Spitzen der Kellerwand (2816 Meter) und des Collinofels (2810 Meter), die über bewaldete Vorberge herübersehen, und das mächtige Rauschen des Wildbaches beschäftigen die Phantasie, während man gemächlich auf dem zumeist alten Römerwege durch freundliche, mitunter fast parkähnliche Partien hinwandert. Nur der Leitersteig unweit der Valentinbrücke, wo der aus dem Valentintale kommende Wildbach sich schäumend mit donnerähnlichem Getöse über Felsblöcke stürzt, ist ein Kniebeiß, den man aber nötigenfalls auch umgehen kann.

Ist die Höhe erklimmt, so öffnet sich bald ein liebliches, von grotesken Felsgruppen flankiertes Alpental, während in mäßiger Entfernung das weitberühmte und vielbesuchte Alpenhotel auf der Plöken uns winkt.



Eine Herbstwanderung nach Gerojo und Tinau.

Die südlichen Gailtaler Alpen mit der Kellerwand, dem Collinkofel und dem Polinigg bei Mauthen scheiden das freundliche Gailtal von Italien und bilden die Sprachgrenze zwischen Slowenen-, Romanen- und Deutschthum.

Die tiefste Einsattlung derselben ist der Plöckenpaß (1360 Meter), über welchen eine schon von Julius Cäsar angelegte, gut gebahnte Straße führt. Die zur Erinnerung an den Übergang der römischen Legionen auf der Höhe des Passes an der abfallenden Felswand des Zelou eingemeißelte römische Inschrift ist freilich schon sehr verwittert und kaum lesbar. Auch sind einige Überreste des alten Straßenbaues mit deutlich sichtbaren Wagengeleisen noch heute erkennbar.

An der Straße gegen Tinau bemerkt man auch noch Inschriftsteine.

Der dritte Inschriftstein bezeugt, daß die schadhast gewordene Straße im vierten Jahrhundert von den Kaisern Valens und Valentinian wieder hergestellt wurde.

Außer dem Plöckenpaß gibt es noch andere Übergänge, so daß man in drei bis sechs Stunden Weges

vom Gailtal aus auf italienischem Boden steht. Ein solcher, zumeist von Schwärzern benützter Alpenpaß führt über die Straninger Alpe nach Gerojo.

Schon des auffallenden Kontrastes halber, welchen die Nord- und Südseite dieses Grenzgebirges sowie dessen Anwohner in Tracht, Sitte und Brauch bieten, ist ein Ausflug in das Gerojo- und Paluzzaner Tal nicht ohne Interesse.

An der Nordseite desselben streben Kalkschroffen mit steilabfallenden Vorbergen kühn in die Luft; an deren Gelände hängt hier und dort ein vereinzelter Bauernhof mit seinem schwerfälligen Schindeldach wie ein Schwalbennest und im hintersten Winkel von tief eingeschnittenen Schluchten und Gräben brausen imposante Wasserfälle nieder. An der Rehrseite erquicken das Auge sanft sich abdachende sonnige Vorberge, wo ein Dorf an das andere sich reiht und in den langen Gassen der mit Holzziegel eingedachten, schmalen, oft zweistöckigen Häuser ein fröhliches Straßenleben sich entfaltet. Nur bei Gerojo und Timau, wo der Mittagfogel und der Pic di Timau ihre kahlen schroffen Wände uns zuehren, nimmt die Landschaft einen ernsten, sogar wilden Charakter an. Und wie eigentümlich ist das Innere der Behausungen! Dort die Küche mit der Bodenfeuerung, dem blank gescheuerten Geschir, wo sich besonders in den Wintermonaten das gesellige Leben konzentriert; — hier auf der Nordseite die geräumige Mahrstube mit dem schweren Eichentisch und in der Mauerecke das rauchgeschwärzte Holzkreuz, über diesem die Schwarzwälderuhr mit dem dunkelbraunen Holzgehäuse und dem gemauerten, mit Holzgeländer ver-

sehenen Ofen, der eine beinahe unerträgliche Hitze ausstrahlt.

So könnten wir den Kontrast noch weiter verfolgen.

Doch wir rüsten uns zur Alpenfahrt. In Begleitung eines kundigen Führers erreichen wir von Kirchbach aus in drei Stunden die Straninger Alpenhöhe. An der Wasserscheide steht ein Marterl, nämlich ein Kreuz mit einer italienischen Inschrift, das lebhaft an die Gefahren des verwegenen Schmuggler-Handwerkes erinnert. Es war im Spätherbste 1869, da wanderte ein Italiener mit seinem Weibe, die mit gedörrtem Obst gefüllten Kraxen auf dem Rücken, von Gerojo über den Stanröthel — so heißt der Straninger Alpenpaß beim Volke — herüber ins Gailtal, wo sie das Obst gegen Gerste vertauschten, aber auch die verbotenen Waren: einige Pfund österreichischen Rauchtobak, sorgfältigst verbargen. Obgleich das Wetter wenig günstig war und der Regen mit Schneeflocken vermischt niederrieselte, machten sie sich doch auf den Weg. Als sie die Höhe erreichten, mußten sie im Schnee weiter waten! Doch bald schwanden ihnen die Kräfte; es blieb den Ermüdeten nichts übrig, als sich im Schnee niederzulassen. Nach kurzer Rast hofften sie den Weg wieder fortsetzen zu können. Leider war dies nicht mehr möglich. Wo heute das einfache Holzkreuz steht, wurden sie später, im Schnee vergraben, als Leichen aufgefunden.

Von der Thörl-Höhe (1742 Meter) führt ein Fußpfad hinab in die welschen Alpen Meledis und Ramaz. Einen prächtigen Anblick gewährt hier der Monte Germula (Schamulkofel), der mit seinem grauen fahlen Felshaupt auf uns niederschaut.

Ist denn dieser Alpenübergang gar so gefährlich? möchte man ausrufen. Denn wieder erblicken wir eine an einem Fichtenstamm angebrachte Unglückstafel! Das Bild stellt einen Fuchs dar, wie er aus den Schneemassen den Leichnam eines Verunglückten ausscharrt.

Vor den Almhütten von Meledis und Ramaz hielten wir an, weil das freundliche, rings von Bergeshöhen umrandete Hochtal uns ein windstilles Ruheplätzchen bot. Da ist auch durch lange Holzgalerien für den Unterstand der Kinder gesorgt. Dann ging's hinab zur Klause, einer aus Holzstöcken aufgebauten, ganz eigenartigen Brücke, welche dem herabstürzenden Wildbach nur einen engen Durchlaß bietet und behufs Anstauens des Wassers mit einer Klügelstür versehen ist. In diesen reichen Forsten wird das abgestockte, auf langen Riesen in den Bach herabgetriebene Holz so auf künstliche Weise in das Tal befördert.

Wir überschritten die Brücke und durch ein enges Felsental ging die Wanderung auf einem steil abfallenden Pfade weiter, der durch einen Holzzaun gegen die Abgründe geschützt ist. Nach einem zweistündigen Marsche ward endlich mit Einbruch der Nacht die Talsohle von Gerojo erreicht.

Von ferne schimmerten uns die Lichter der Ortschaft einladend entgegen; aber lange brauchte es, bis wir nach sechsstündiger ermüdender Wanderung ein Plätzchen fanden, wo wir unser Haupt ruhig niederlegen konnten. Durch enge Gäßchen gingen wir auf und nieder und im flackernden Scheine einer Laterne gelang es uns endlich, ein Gasthaus zu entdecken, das dem Außern nach zu entsprechen

Wir tappten die breite Steintreppe hinauf und standen im geräumigen Vorssaal. Das Licht der Laterne zeigte uns an der Wand alte Ölgemälde; es kam mir vor, als ob wir in den Ritteraal einer alten verfallenen Burg geraten wären.

Unsere schweren Tritte am Estrich-Boden hatten einen dienstbaren Geist geweckt, der uns in die nichts weniger als einladende Gaststube geleitete. Ein verblaster Spiegel im Kokofo-Goldrahmen, die Porträts Viktor Emanuels, König Humberts und der allbeliebten Königin Margarita in Stahlstich hingen an der weißgetünchten Wand. Jedemfalls sind die Leute hier sehr patriotisch gesinnt, was sie jedoch nicht hindert, zuweilen einen Sehnsuchtsblick nach Osterreich zu werfen, denn auch das Bild des regierenden österreichischen Landesfürsten hat hier ein Plätzchen gefunden. Ein morscher, altertümlicher Gläserschrank, einige Tische und Bänke bildeten das ganze übrige Mobiliar und wie ein Märchen aus uralten Zeiten blickte ein dunkler, mit vielen Ölbildchen getäfelter Plafond auf uns nieder.

Der gebotene Imbiß wollte nicht recht munden. Der Wein war sauer wie das Gesicht der durch unser Kommen in ihrer Ruhe gestörten Kellnerin, und an dem in Öl geschmorten Fleische fand ich keinen Geschmack. Der Führer wickelte es in ein altes Zeitungsblatt, um es als Delikatessse zu seinem Frühtrunk zu verspeisen.

Als ich am folgenden Morgen ans Fenster trat, lag Gerojo, terrassenförmig auf einem Bergabhang gebaut, in einem weiten Talkessel im Sonnenglanze wie verklärt vor mir, eine ziemlich ausgedehnte Ortschaft mit stattlichen, gemauerten Häusern. Als ich später diese durchwanderte,

fund ich freilich viel Schmutz und Winkelwerk, zu welchem die pompösen Gassenaufschriften an den Ecken der Häuser auffällig kontrastieren. Auf meinen Kreuz- und Querszügen begegneten mir Frauen und Mädchen, alle mit ausgesprochen italienischen Physiognomien, das ripsene Oberkleid aufgeschürzt, ein nach Art der Römerinnen zusammengelegtes Tuch auf dem Kopfe und einen geflochtenen Korb am Rücken, als ob sie mit diesem verwachsen wären; gar possierlich nehmen sich die Kinder mit ihren kleinen Rückförbchen aus. Die pudigen Kleinen kann man zu Allerheiligen zuweilen auch im Gailtale sehen. Da kommen sie mit ihren Rückförbchen über die Alpen herüber, um die „Allerheiligenzelteln“ einzuheimsen.

Wie man mir sagte, ist in der ganzen Ortschaft kein Pferd zu finden. Der Dünger wird von den Frauen in Körben auf die steilen Seiten und Felder hinaufgetragen.

Eine prächtige, aus Quadersteinen gebaute Brücke führt über den schäumenden Wildbach Torrente Chiasso, der Gerojo in zwei Ortschaften teilt, in Paulario und Villamezzo. In letzterer erhebt sich auf einer Anhöhe wie auf einem Festungswalle von massivem Gemäuer die schöne Pfarrkirche. Von der Brüstung der Umfangsmauer hat man einen herrlichen Ausblick auf die Alpenhöhen, welche ringsum das freundliche Hochtal umschließen. Im Osten blickt der breite, hohe Bergücken des Pradolina, über welchen man in fünf Stunden nach Pontafel kommt, im Westen der Monte Cucco auf uns herab. Ein fesseldes Bild bietet ein schroffes, das Tal gegen Süden abschließendes Felsmassiv; es ist der Mittagkofel (La creta

di mezzo giorno), an dessen Fuße wir die Ortschaft Dierico erblickten.

Durch die hohe Säulenhalle treten wir in die geräumige Kirche, die im romanischen Stile gebaut und mit Fresko-Gemälden geschmückt ist. Bei Betrachtung des kunstvoll gemeißelten Marmoraltars vergißt man, daß man sich in einem von aller Welt abgeschlossenen einsamen Gebirgswinkel befindet, wo die Leute zumeist von der ärmlichen Alpenwirtschaft und vom Holzhandel leben und die sogenannten Zockelmacher eine geachtete Gilde bilden.

Im Hause einer der reichsten Alpherren von Paulario, wo ich auf ein Glas Most geladen war, fand ich in der Stube — was man sonst in einem italienischen Bauernhause vergeblich sucht — einen Ofen, aber von seltener Konstruktion. Knapp an der Wand stehend, kaum einen Meter hoch und drei Dezimeter breit, bildete er ein schmales Mäuerchen, das man bequem auch als Sitzbank benutzen konnte.

Der freundlichste und am meisten anheimelnde Raum in einem welschen Bauerngehöfte ist die Küche. Darin sitzt die ganze Familie um das Herdfeuer, welches auf dem Boden emporlodert. Ein großer Kupferkessel auf einem zierlich gearbeiteten blanken Eisengestell hängt über ihm und ein weiter Rauchmantel wölbt sich darüber, während spiegelblank geschuerte Kupferkesselchen auf zierlichen Gestellen an der Wand glänzen. Da wird gekocht und gegessen, gelacht und geschwätzt im dolce far niente bis tief in die Nacht hinein. Das Wohnzimmer ist bloß Schlaffstube, wo altes Gerümpel wirr durcheinander auf-

gehäuft liegt, so daß Bett und Tisch kaum darin Raum finden.

Im Weiterschreiten überlegen wir den bewaldeten Berggücken, der zwischen Paulario und Vigosulo sich hinzieht. Von der durch ein Kreuz bezeichneten Höhe (1023 Meter) sehen wir hinab ins 602 Meter hoch liegende Paluzaner Thal. Im äußersten Westen ragen gewaltige, in blauen Duft gehüllte Bergkuppen auf.

Vigosulo (941 Meter), das gerade vor uns in der Tiefe liegt, ist bald erreicht. Es bildet wie die meisten italienischen Dörfer eine lange Gasse von gemauerten, mit Hohlziegeln eingedachten Häusern. Die meisten Leute sprechen hier auch deutsch. Der Wirt, in dessen Osteria wir einkehrten, war dreißig Jahre lang in Deutschland gewesen, wo er sich ein Sümmechen ersparte, um den Rest seiner Tage in Behaglichkeit und Ruhe am heimischen Herde zu verleben.

Die Gegend bietet hier an und für sich wenig Anziehendes, indem sie als ein schmaler Graben erscheint. In der Tiefe rauscht der Wildbach, dessen Verwüstungen wir später sehen werden. Am sonnsseitigen Bergabhang folgt eine Ansiedlung der andern; in kaum einer Stunde haben wir Sajo und Treppo erreicht; letztere nicht unbedeutende Ortschaft mit ihren netten, weißgetünchten, stattlichen Wohngebäuden und der prachtvollen Kirche mit einem isoliert stehenden Campanile macht einen besonders angenehmen Eindruck.

Von Treppo geht der Weg hinab in den Graben bei einer niedrigen Talsperre vorüber. Von da weg breitet sich der Graben zu einem Tale bis hin nach Paluzza (602

Meter) aus, das, in der Ferne auftauchend, ein Bild der Verwüstung zeigt, denn von einem Bergesrand bis zum andern sieht man nichts als Schotter und Gerölle, durch welches der Wildbach hinabstürzt.

Von Paluzza, einem Marktsflecken mit einigen Gassen und einem von Wasserträgerinnen mit blanken Kupferkesseln auf der Tragstange und Verkäuferinnen belebten Brunnenplatz, dessen Pfarrkirche St. Daniello in ziemlicher Entfernung außerhalb des Ortes auf einer Anhöhe steht, wanderten wir in nördlicher Richtung durch ein verwüstetes schmales Tal im Anblick des imposanten Tischlwangerkofel nach Timau (Tischlwang).

Dort trafen wir nach zwei Stunden ein und fanden die beste Unterkunft. Die Bewohner dieser aus etwa hundertfünfzig Häusern bestehenden, am Fuße des Plöcken-Passes gelegenen Ortschaft sprechen ein schwerverständliches Deutsch mit italienischen Worten gemischt. Timau ist wie Sapada eine deutsche Sprachinsel, wo man wohl nach wenigen Jahren schon kein deutsches Wort mehr hören dürfte, denn in der Schule wie in der Kirche wird jetzt nur italienisch gesprochen. Die schmalen, verwitterten Häuser ziehen sich längs der Straße hin, überragt vom Pic di Timau, dessen fast überhängende Felsenwände niederzustürzen und den Ort mit Mann und Maus zu verschütten drohen, wie dies auch schon einmal geschehen sein soll. Denn die Sage meldet, daß vor vielen Jahren in diesem nun ganz verschotterten Tale eine große Ortschaft mit Namen Altenmarkt gestanden haben soll. Bei einem furchtbaren Bergsturz vom Tischlwangerkofel wurde sie ganz verschüttet und nichts blieb davon übrig,

als die Kirche auf einem Hügel inmitten des Marktes. Diese Kirche ist noch heutigen Tags zu sehen, freilich renoviert und neu hergestellt, eine halbe Stunde von Timau entfernt, ganz isoliert auf dem Schotterfelde stehend. Dort heißt es: Beim alten Gott. In der Nähe der Kirche, mitten im Steingerölle befindet sich eine provisorische, aus rohen Brettern gezimmerte Wachtütte mit der Aufschrift: Corpo di Guardia, und nicht weit davon hat man den Anblick eines großartigen Felsenabsturzes; weiter hin ist der Abhang des Pic de Timau, der von hier gesehen wie ein schlankes Horn in die Luft ragt, und das Engtal mit kolossalen Felsstrümmern bedeckt.

Von Timau führt eine breite und gutgebahte Straße in drei Wegestunden wieder auf die Höhe des Plöcken-Passes.





Der Reiskofel.

Das malerisch am Fuße des Polnigg (2325 Meter) gelegene Dorf Röttschach zählt zu den beliebtesten Sommerfrischen des Kärntner Oberlandes; von dort aus kann man die lohnendsten Bergpartien zum Wolayersee und nach anderen Richtungen unternehmen.

Wir wenden heute unsere Aufmerksamkeit dem Reiskofel zu, der in den nördlichen Gailtalalpen als eine imposante Felspyramide emporragt. Dieses mächtige Dolomitenmassiv, das durch den Ochsenjuchtfattel — einen etwas unbequemen Übergang vom Gail- in das Drautal — vom Tauengebirge, durch die tiefe Absenkung „am Mößl“ — den Übergang in das Gitschtal und über die Kreuzbergerstraße ins Drautal — vom Stöfflerberg und Kreuzberg geschieden wird und in das Gitsch-, Drau- und Gailtal steil abfällt, präsentiert sich erst in seiner vollen Schönheit und Majestät, wenn man einen gegenüberliegenden Höhenpunkt der südlichen Gailtaler Alpen besteigt. Da weichen die bewaldeten Vorberge beiderseits zurück und wir überschauen diesen Riesen der Bergwelt von der Sohle bis zum Scheitel. Von diesem Standpunkt erscheint der Kofel als eine gewaltige, breite, im Gipfel sich spaltende Felsenmauer, während er von der Ostseite, vom Saussinggraben oder vom Rücken des

eine freundliche Aussicht ins obere Gailtal bietenden Stöfflerberges aus als in einen langen Grat auslaufende kompakte Felskuppe sich darstellt, deren kahle Schneide mit dem Sattel noch gegen das Gitschtal sich hinzieht.

Von welcher Seite wir jedoch diesem Felskolosse uns nahen, immer imponiert er durch seine wilde Zerrissenheit, seine fast senkrecht abfallenden grauen Wände, an welchen nur hier und dort ein Grass Flecken sich zeigt, und seine kühn sich erhebenden Felsenzinnen.

Der Reiskofel, im Volksmunde auch Reichkofel genannt, barg einstens ein reiches Goldlager. Jetzt noch findet man in den am Ostfuße desselben sich verzweigenden Gräben Spuren der ehemaligen montanistischen Tätigkeit wie auch die Benennung dieser Gräben, wie: Hammergraben, Räderzeche, Blahausgraben, darauf hinweist. Doch die Metallschätze sind versunken, die Stollen verfallen, der verwünschte Bergherr in der Saussing soll nun als „Itanern Mandl“, dem Wetter und den Winden trotzend, auf der Höhe des Sattels stehen. Ein alter Soldat, Josef Tebour, war der letzte, der sich hier mit Goldwäscherei befaßte und jährlich gegen fünf Dukaten Goldwert aus dem Schlamm zu Tage förderte. Nun hat sich die Industrie der reichen Forste in diesen wilden Gräben bemächtigt; eine ganze Kolonie von Holzknechten, welche in Blockhäusern wohnen, und Brettersägen sind hier in beständiger Tätigkeit.

Am Südfuße des Kofels, an einem mächtigen Schuttriegel, der durch einen gewaltigen Bergsturz entstanden sein soll, liegt in tiefer Waldeinsamkeit das Reiskofelbad, von Grafendorf oder Reisach aus in einer Stunde erreichbar.

Wunderbar ist der Anblick, wenn das rosige Goldlicht der sinkenden Sonne die Zinnen, Ecken und Türmchen aus den dunklen Schattenpartien grell hervortreten läßt. Diese Gebilde der Erosion haben im Munde des Volkes ihre eigenen Namen. Da erhebt sich gerade vor uns am Fuße des Kofel, durch einen tiefen Graben von diesem getrennt, das Königstürml, das den Talbewohnern als Barometer dient, denn die hinter ihm sich ansammelnden Dünste, indem sie es deutlich hervorheben, deuten auf Regen. Weiterhin das Goldtürml; der tiefe Spalt im Gipfel des Kofel heißt das Tor oder die Scharte; gegen Osten die Einfaltung, welche den großen Reißkofel vom Reißköfalan, einem schroff aufragenden Felshorn, scheidet, heißt das Thörl und ist ein beliebter Anstand der Gemsenjäger. Die Wiesenstreifen unter ihm nennt man die Hochstetl; noch weiter herab die steile Wiesenparzelle, die von Wildheuern zuweilen mit großer Lebensgefahr abgemäht wird, das Gamsgartl. An dies zerklüftete Felsgeschroffe knüpft sich ein ganzer Zyklus von Sagen, die sich zumeist auf die in dessen Innern befindlichen Goldschätze beziehen. So sollen in seinen Höhlungen und Grotten hellshimmernde Goldzapfen von den Wänden niederhängen, aber der Eingang dazu, eine schmale Fessenspalte, ist leider nicht mehr zu finden. Diese Volkssagen finden sich in des Verfassers Werkchen: „Aus den Kärntner Alpen“, S. 143. Wien 1910.

Wenn man im Reißkofelbad von einem heftigen Donnerwetter überrascht wird, kann ein höchst interessantes Schauspiel beobachtet werden. Wie wenn sich durch die gewaltige Erschütterung die Poren des Berges öffneten,

sprudeln zahllose Brunnlein durch die Felsrunsen nieder, so daß die ganze Wand wie von einem Netze von Wasserfällen überzogen erscheint. Die wahrscheinliche Ursache dieser eigentümlichen Erscheinung dürften die das Gebiet des Höhenzuges oft kaum überschreitenden plötzlichen Niederschläge sein, deren Wassermassen in den Tobeln und Schluchten der Felskrone sich sammeln, in die Klüfte und Spalten des porösen Kalkbodens eindringen und in zahllosen Kaskaden über die durchfurchten Felswände niederstürzen. Die Sage weiß aber von einem tief im Kosel verborgenen See zu erzählen, der sein Wasser aus den durch die Erschütterung des Donners geöffneten Felspalten hervorquellen läßt.

Wenn wir vom Badehause gegen den Kosel vordringen, zeigt sich uns ein Bild der Verwüstung: Mächtige Geröllhalden, entwurzelte, verwitterte Baumleichen, Felsstrümmen in allen Dimensionen, die Zeugen gewaltiger furchtbarer „Gießen“. Eine breite, mit Schotter und Dolomittrümmern ausgefüllte Rinne zieht sich hinab bis in die Talsohle. Wie ein Faden durch die Steinwüste rieselt nur ein kleines Bächlein, das aber im Frühjahr oder Spätherbst zuweilen zu einem reißenden Wildbache anschwillt, Schotter, Felsstücke, entwurzelte Bäume mit sich führend und in die Talsohle stürzend, um rings umher alles zu verwüsten. Der Sage nach ist die Stadt Risa, die hier gestanden haben soll, durch eine solche „Gieß“ verschüttet worden. Einige aufgefundenene Römersteine lassen allerdings auf eine römische Niederlassung schließen.

Das Reißkoselbad steht beim Landvolke im guten Rufe und alljährlich finden zahlreiche Gäste sich ein, welche

gewöhnlich die Aßung selbst mitbringen und ein höchst idyllisches Leben führen. Fluggäste aus den besseren Ständen, die zeitweilig hieher einen Absteher machen, werden übrigens ganz anständig bedient.

Gewöhnlich wird der Reifkofel vom Bad aus bestiegen. Da wandert man, die Abstürze des Kofel zur Linken, auf ziemlich steilem Alpenpfade auf das Joch, einem niedrigen Vorberg des Kofel mit üppigen Alpenweiden. Der Aufstieg nimmt kaum zwei Stunden in Anspruch. Vom Joch steigt man über die Stubenböden, wo man hinabsieht in die liebliche Sauffingalpe, die schon anfangs Juni mit Melkvieh bezogen werden kann, auf die Petelmaßhöhe. Da steht der Tourist bereits auf der Schneide, die gegen das Gitschtal sich absenkt, in nächster Nähe des kleinen Reifkofels, den man umgeht, um auf die höchste Erhebung zu gelangen, die vom Joch aus bequem in drei Stunden erreicht wird. Wer über einen schwindelfreien Kopf gebietet, wird auf diesem Wege keine besonderen Schwierigkeiten finden. — Etwas kürzer, aber gefährlicher ist der Aufstieg vom Joch aus über das Reifacheralpe mit schönen Hochwiesen, die jährlich abgemäht werden, auf die Hochsleck und von da auf die Spitze.

Ein weiterer Aufstieg geht von Grafendorf aus auf den Katlingberg, an einem auf hoher Warte stehenden Alpenkirchlein vorüber, die steilen Hochwiesen hinan zur Ochsenfchluchtalpe, wo man durch den Bergeinschnitt hinaus sieht auf die Kirche von Berg im Drautale. Da kann man sich an der köstlichen, in der Nähe der Ochsenhütte sprudelnden Quelle erfrischen. Dann geht es auf das Köpfach, eine mit Felsgruppen wie überfüete Ziegen-

und Schafalpe; daher der Name. Nun beginnt eine gefährliche und beschwerliche Kletterpartie. Eine schmale Schneide, die Lämpertratte, führt zur Gamsleiten hinan und von da auf die Höhe.

Besteigungen des Reißkofel, wozu Schwindelfreiheit unbedingt erforderlich, kommen nicht häufig vor — er wurde zuerst von Paul Grohmann im Jahre 1859 erstiegen —, und doch ist der Reißkofel als Aussichtswarte einer von den hervorragenden Punkten der Gailtaler Alpen.

Großartig ist die Rundsicht, die von seinem Gipfel aus sich entfaltet. Da übersehnt man die grotesk geformten südlichen Kalkalpen, ein ganzes Meer von geisterbleichen, kahlen Spitzen, Hörnern und Nadeln und den langen Zug der Karawanen bis hin zur Gruppe des Triglav. Gegen Norden entrollt sich das überwältigende Bild der hohen Tauern von der Dreiherrnspitze bis zur Hochalm Spitze. Weiterhin tauchen die hervorragenden Spitzen des Maltatales, des Lungaus, die Rocks der Stangalpe mit dem Königsstuhl und dem Eisenhut empor. Gegen Osten sieht man über ein Gewirre von Bergkluppen bis zu der Korralpe, welche die östliche Grenze Kärntens bildet, und gegen Westen die Stubaijerferner.

Ebenso überwältigend ist der Blick auf die nächste Umgebung, auf die furchtbaren Abstürze und Schlünde des Reißkofel.

In der Tiefe fällt der Blick auf den glänzenden Spiegel des Weißensees am Fuße des einsam in die Lüfte strebenden Hochstaff und des Proseckersees im Gailtale, welches letzteres wie auch das Gitschtal und das freundliche obere

Drautal mit den zerstreuten Gehöften und Ortschaften in seiner ganzen Ausdehnung uns zu Füßen liegt.

Der Abstieg geht am bequemsten über die Petelmaßalpe und das Joch in das Reißkofelbad oder durch den Sauffing- und Kirchbachergraben nach Kirchbach, wo der Wanderer ganz behaglich eingerichtete Gasthäuser findet und sich von den Anstrengungen der Bergfahrt erholen kann.





Wasserfälle.

Ein belebendes Element der Landschaft ist das Wasser, ob es nun als murmelnder Bach durch blumenreiche Auen und Weidengebüsch sich schlängelt, als Strom mächtig dahinrauscht, über Felsenstufen mit wildem Schäumen in die Tiefe stürzt oder endlich als leuchtender See sich ausbreitet. Das Wasser in der Landschaft ist dem menschlichen Auge vergleichbar. Im offenen ruhigen See sieht es freundlich uns an, im gischtenden Wasserfall sprüht es Zornfunken, und ganz eigenartig sind die Gefühle, die uns überkommen, wenn wir in wilder Felschlucht in der Nähe eines tosenden Wassersturzes oder am Ufer einer grünumrandeten lieblichen Wasserfläche stehen.

Das kärntnerische Alpenländchen ist reich an Seen und Wasserfällen; auch das Gailtal hat einige aufzuweisen. Wir nennen hier den Prosecker-, den Weißen-, den Wolayersee; letzterer ist ein Juwel in der Alpenwelt, viel besucht und bewundert. An schönen Wasserfällen fehlt es ebenfalls nicht. Da haben wir an der Südseite des Tales auf einer Wegestrecke von kaum zwei Stunden zwischen Kirchbach und St. Daniel in nur geringer Entfernung voneinander drei sehr beachtenswerte Wasserabstürze: den Straninger, den Rößlinger und den Kronhofer Wasserfall. Die beiden letzteren sind von der Poststraße aus sichtbar.

Der Volksmund nennt sie kurzweg Sprünge. Ihre schwere Zugänglichkeit ist wohl die einzige Ursache, daß sie in der Touristenwelt noch sehr wenig bekannt sind.

An der Straße von der Ortschaft Dellach aus wandern wir auf einer über die Gail führenden schwanken Brücke nach Nöbbling, einem am Fuße des Zollnerberges gelegenen Weiler. Der zwischen der Zollner- und Nöbblingeralpe tief eingeschnittenen Felschlucht entströmt ein wasserreicher Wildbach, der Nöbblingerbach, an dessen rechtem Ufer wir in den Graben eindringen. Der Weg ist allerdings beschwerlich, über Steintrümmer und durch wildes Gestrüppe führt er uns hin. Nach einer halbstündigen Kletterpartie kommt man zum „kleinen Sprung“, der in weißem Gischt über eine nur wenige Meter hohe Felswand hinabfällt, aber ein höchst malerisches Bild bietet. Schwer trennt man sich von dem herrlichen Bilde; aber der große Sprung kündigt durch sein gewaltiges Rauschen sich an.

Nach Übersezung einer steilen, zum kleinen Sprung abfallenden „Rüben“ (Felsrippe) öffnet sich vor unseren Blicken ein wüstes, mit kreideweißen Steintrümmern erfülltes Tobel. Im hintersten felsumrahmten Winkel desselben braust ein Wassersturz in zwei Absätzen in einen ausgewaschenen Felskessel nieder und betaut mit seinem Staub das an den Wänden hängende Buschwerk.

Der den Wasserfall bildende Wildbach ist ein Abfluß des auf der Hochalm gelegenen Zollnersees und wie letzterer ein beliebter Aufenthaltort der Forellen, deren Wanderzüge über den Sprung auf und nieder gehen. Im Jahre 1879 machte auch ein Gemsenjäger eine unfreiwillige

Fahrt über den Sprung in die Tiefe. Eine Lawine schleuderte ihn von der Zollnerhöhe in den Wildbach und von diesem ward er über die Wand auf den Gailgries als Leiche hinausgetragen. Auch fünf Männer, die zu seiner Rettung auszogen, fanden, von der Lawine erfaßt, in dieser Felschlucht ihr Grab.

Großartiger und wasserreicher ist der tief im Straningergraben verborgene, wenig bekannte Straninger Wasserfall. Der Weg führt von Gundersheim über Godersbach nach Straning.

Um uns für diese Tour ein wenig zu stärken, verweilen wir kurz in Gundersheim. Im netten Gaststübchen, wo einem die Almhütten förmlich zum Fenster hereinschauen, mundet der Wein und der Imbiß vortrefflich. In bester Stimmung verlassen wir das gastliche Haus und wandern auf Feldwegen längs dem linken Ufer der Gail nach Straning, das in einer Stunde erreicht ist, ein Spaziergang, der an sich schon viel Abwechslendes bietet. Zur Linken haben wir die breite zerklüftete Felswand des mächtigen Reißkofel; vor uns ein Landschaftsbild von seltener Schönheit, dessen Rahmen sich allmählich erweitert, je höher wir hinter Straning den bewaldeten Bergrücken hinauf klimmen. Der Wasserfall ist durch den Graben, aus welchem der die Gegend zuweilen weit herum verwüstende Wildbach herauskommt, nicht leicht zugänglich. Der Blick schweift durch das ganze Thal mit seinen malerisch gelegenen Ortschaften hinab bis zum Schlosse Wasserleonburg am Fuße des breit und massiv inmitten der Landschaft sich erhebenden, in blauen Duft gehüllten Dobratsch, auf dessen Gipfel man mit einem

guten Fernrohre das Kirchlein deutlich wahrnehmen kann. Über den sanft geschwungenen, bis zur Höhe bebauten Rücken des Schimenberges schaut das schroffe Horn des Spitzegel hervor.

Nach halbständigem Aufstieg durch Fichten- und Buchenwald, während das Rauschen des Sprunges immer lauter an unser Ohr schlägt, erreichen wir einen Höhepunkt, wo man, knapp am Abgrunde stehend, in der Tiefe der Schlucht den schäumenden Wildbach und die aus Steinquadern aufgebaute Talsperre erblickt. Nur noch einige Schritte und voll Verwunderung halten wir inne. Über eine senkrechte, wohl mehr als 20 Meter hohe, die düstere bewaldete Schlucht absperrende Felswand stürzt in einem Sage der wasserreiche Straningerbach in die Tiefe. Den hohen Rand der seine wilden Gewässer auffangenden Felschale hat er sich im Laufe von Jahrhunderten ausgehöhlt, so daß er durch ein dunkles Felstor weißschäumend hervorströmt, um dann, allmählich zwischen den Felstrümmern des Bachbettes austobend, zur Ruhe zu kommen.

Geradezu furchtbar ist der Anblick des hochanschwellenden Wasserfalles bei heftig anhaltenden Regengüssen. Mit donnerähnlichem Getöse fällt die sich überstürzende Wassermasse schmutziggrau in den Felskrater nieder, Wurzelstöcke, Baumstämme und Steinblöcke mit sich in die Tiefe reißend, den ganzen Graben und das Tal weit und breit mit entrindeten, völlig zerfaserten, gebleichten Baumleichen und blauen Steintrümmern bedeckend und die Gegend bis zur Gail in ein Feld der Zerstörung verwandelnd.

Um diesen Wildbach ein wenig in Schranken zu halten,

wurden außer den Fallsperren noch mächtige Steindämme zu deren beiden Seiten aufgeführt, damit die bisher noch verschonten benachbarten Felder und Wiesenparzellen sowie der Ort selbst von Verwüstung geschützt werden.

In diesem Graben gedeiht an sonnigen Stellen der Goldregenbaum (*Cytisus laburnum*) vortrefflich; seine jattgelben Blütentrauben schmücken den einfachen Altar des Kirchleins zu Straning, wenn dortselbst das Fest des Kirchenpatrons mit Umgang gefeiert wird, so daß er, mit Laubwerk und Blüten völlig verdeckt, aussieht wie ein in der Kirche blühender Goldregenbaum. —

Der dritte ist der Kronhofer Wasserfall. An der Wegstrecke von Dellach nach St. Daniel überrascht uns, wenn wir den Blick nach Süden wenden, ein un-
gemein liebliches Landschaftsbild. In der Kette der südlichen Gailtaler Alpen, dort wo der Zollnerberg seinen bewaldeten Fuß in das Tal senkt, am Ausgange des Kronhofergrabens winkt uns aus einem Fichtenwäldchen der rote Turm der verlassenen Schloßkapelle und das Schloß Weidenburg, und über ihm aus dunklem Tannengrün das Silberband des Kronhofer Wasserfalles.

Um ihn uns in der Nähe zu besehen, wandern wir über den Gailgries, übersetzen die primitive Gailbrücke, wo wir Gelegenheit finden, die greulichen Verheerungen dieses Wildbaches zu betrachten. So weit der Blick schweift, sieht man nichts als ein weithin sich ausdehnendes Geröll- und Schotterfeld. Bald gelangen wir am jenseitigen Ufer der Gail in ein Fichtenwäldchen, wo uns das Girren der Wildtauben begrüßt. Man braucht nicht gerade viel Phantasie zu haben, um sich hier in einen Schloßpark versetzt

zu wähen, so zierlich schlängeln sich die Pfade durch das von Sonnenblicken hier und dort erleuchtete Waldesdunkel, um so mehr, da wir nach kurzer Wanderung das weiße Gemäuer des Schlosses durch die Fichtenzweige erblicken.

Vom Schlosse links geht es bei einer Sägemühle vorbei in den Graben hinein. Da führt ein ausgetretener Steig bergan zwischen Erlengebüschen. Durchdringender Geruch erfüllt die Luft und eine dünne Rauchsichte zieht sich durch die Wipfel der Bäume hin: Verräter der in einem Winkel des Grabens stehenden aufgetürmten Kohlenmeiler, an welchen beruhte Arbeiter geschäftig auf und nieder steigen.

Nach wenigen Minuten stehen wir in einem kühlen schattigen Grunde bei den gemauerten Mühlen, hinter welchen wir zuerst den Wasserfall erblicken, den eine vorspringende Felswand zum Theile verdeckt. Graue, übereinander gelagerte Felsstrümmen bilden den Abschluß des Grabens, über welche, kleine Kaskaden bildend, der Wildbach niederrauscht. Links und rechts erheben sich steile bewaldete Gehänge. Ein weiteres Vordringen scheint kaum möglich; doch ein über den Bach gelegter Baumstamm zeigt uns die Fährte, die wir nun weiter zu verfolgen haben. Am jenseitigen Ufer des Baches bringt uns ein von den Holzknechten und Köhlern ausgetretener, an einigen Stellen etwas unbequemer Steig, der über die steile Leiten hinführt, da man ein paar wenig Stand bietende sogenannte Rübren zu passieren hat, glücklich in die Nähe des Sprunges.

Er ist selbst im Hochsommer wasserreich und zeigt sich als ein Bild, würdig, von dem Maler festgehalten

zu werden. Der Sprung schwebt wie ein breites Band in ziemlicher Höhe über die dunkle Felswand in ein wie von der Hand eines Steinmetz eigens zu diesem Zwecke gemeißeltes Felsbassin nieder.

Wir wagen es nicht, über die Felsblöcke hinaufzusteigen, um das Bassin näher zu betrachten und in das brodelnde Gewässer hineinzuschauen, das über den Rand desselben gischtend und schäumend abfließt.

Die ganze Partie hin und zurück von St. Daniel aus nimmt zwei Stunden in Anspruch.

Am Rückwege lassen wir uns im Mandorferbad nieder, um ein wenig der Ruhe zu pflegen. Dieses Bad hat eine ungemein anmutige Lage. Das gemauerte einstöckige Badehaus steht auf einer mäßigen Anhöhe nicht weit von Röttschach entfernt, am Fuße des hoch aufragenden Saukenberges. Von dieser Anhöhe aus genießt man einen erquickenden Ausblick auf die Dolomiten der südlichen Gailtaler Alpen.

18



Das Taukengebirge.

Das noch immer wenig bekannte Gailtal ist reich an Aussichtswarten, von welchen man die Gletscherwelt der Hohen Tauern und zugleich die Schroffen der südlichen Kalkalpen in nächster Nähe überblickt. Ich nenne hier außer dem Reißkofel noch den vom lieblichen Plöckner-Alpentale leicht ersteigbaren Polnigg, die Kellerspizze, die Plenge, den Weißenstein, den Gartnerkofel, den Hochwipfel und endlich das Taukengebirge (2244 Meter), in der Kette der nördlichen Gailtaler Alpen, welche das Gail von dem Drautale scheiden.

Die Tauken- oder Dreikofel-Gruppe senkt schon durch ihre auffallend schöne Formation den Blick der Touristen auf sich.

Die höchste Erhebung, der Lorkofel, dessen Gipfel eine vom Tal aus sichtbare Steinpyramide kennzeichnet, und die westliche Höhe: Neujahr, oberhalb des nur mehr in den Sommer- und Herbstmonaten von einigen fünfzig Knappen bewohnten Berghauses, werden nicht selten von Heimischen und Fremden bestiegen, während sich auf die östlich vom Lorkofel aufragende Aussichtswarte, die Dreischneid (Spitzkofel), nicht leicht jemand verirrt. Nur den Gemsenjägern ist dieser Bergrücken ein beliebter Standpunkt, Knall auf Knall widerhallt in dem

vom Feistritzbache durchrauschten engen Alpentale, wenn eine Jagd durch dieses Revier sich bewegt. Und doch bietet die ins Draental vorgeschobene Berglehne, abgesehen von der herrlichen Rundsicht, einen wundervollen Anblick der steil abfallenden Nordseite des Taufergebirges.

Dieser uralte Bergbau auf Blei und Galmai wurde schon von den Römern ausgebeutet. Man findet im Taufer viele alte verfallene Stollen.

Den Namen Dreischneid erklärt ein Blick auf die Generalstabskarte. Der vom Torkofel östlich streichende kahle Bergrücken gabelt sich und bildet zwei Schneiden, deren eine in das Gail-, die andere in das Draental abfällt. Man gelangt zwar vom Torkofel aus über den Rücken hin ohne Schwierigkeit auf die Dreischneid, doch wir schlagen einen von Touristen selten betretenen Weg über den hohen Ochsenjuchtpaß ein, der manches Neue bietet. Dieser ist eine Einsattelung zwischen dem Taufer und dem Reiskofel, vor Zeiten ein viel benutzter Saumpfad, der in vier Stunden in das Draental hinausführt.

Machen wir uns gleich auf den Weg. In vier Stunden erreichen wir die Höhe der Dreischneid, die, von der Draentaler Seite aus gesehen, als ein schroffes Horn erscheint und daher auch Spizkofel genannt wird.

Vom Lenzhof, einem hochgelegenen, auf der Generalstabskarte verzeichneten Bauerngehöfte, von der Talsohle in einer Stunde erreichbar, führt ein breiter Bergpfad in das Ronach (Ron = moderner Baumstamm). Ein Stück Urwald mit übereinander liegenden, von Lawinen und Orkanen niedergebrosenen Tannen und Fichten nimmt uns auf. Durch Laub- und Nadelwald, mit Ausblicken

auf die Kalkschroffen der südlichen Gailtaler Alpen, am Hahnbrennen, einer köstlichen Quelle, vorüber, gelangen wir durch das Finstertal in einer Stunde auf die Paßhöhe. Da entrollt sich ein neues Bild. Die Ochsenjuchthalpe mit ihrer üppigen Vegetation liegt vor uns. Der tiefeingeschnittene Feistritzer Graben zeigt da ein Segment des Drautales mit der freundlichen Ortschaft Berg und, im Gegensatz zu den südlichen schroffen Dolomiten, die sanft geformten Kuppen der Kreuzkogelgruppe. Den Vordergrund begrenzt zur Rechten das Massiv des Reißkofel, zur Linken die kahle, hochauftrebende steile Berglehne der Dreischneid, deren Erklommung, von da aus gesehen, fast unmöglich scheint. Und doch kann der Naturfreund in zwei Stunden ohne alle Gefahr und Beschwerde auf die Höhe gelangen.

Von der Wasserscheide steigen wir zu der neu hergestellten Alpenhütte nieder, die freundlich uns winkt. Nach kurzer Rast wird unsere Wanderung fortgesetzt. Vor uns liegt die kahle, verwitterte baumlose Berglehne der Dreischneid, auf deren Höhe wir zwei weiße, schattenhafte, langsam sich bewegende Punkte erblicken. Zwei Gaishirten sind es, die über die Schneide auf die Tauernhöden niedersteigen. Ein Paar Geier mit weißer Halskrause kreisen in der Luft. Der Himmel ist rein und klar, fast durchsichtig, und heiß brennt die Sonne auf die breiten Geröllhalden am Fuße der Dreischneid nieder, auf welchen hier und dort noch blühende Rhododendron-Gesträuche wie rotflammende Büsche stehen.

Allmählich ansteigend erreichen wir das „Kirchl“, wie es der Volksmund nennt, — ein Gebilde der Erosion,

das fast aussieht wie ein Kirchlein mit Strebepfeilern und Spitztürmchen, mit einer kleinen Pforte, durch welche man in eine Höhlung des vereinzelt stehenden Felsblockes gelangt.

Ein kenntlicher Pfad führt da weiter quer über die steil abfallenden Geröllhalden und Rasenflächen der Dreischneid zum Grubenthal-Brunnen hinauf.

Legföhren kriechen hier und dort am Boden hin und manche seltene Alpenpflanze fesselt unsere Schritte. Der Botaniker findet da reiche Ausbeute. Beim Grubenthal-Brunnen, den wir vom Kirchl aus in einer Stunde erreichen, wird Halt gemacht. Das spärlich durch den Schotter sickernde Quellwasser fangen wir in Gläsern auf, indem mehr dem Magen, als der nun schon erweiterten Rundsicht gehörige Aufmerksamkeit geschenkt wird. Nur den Reiskofel vor uns, den wir auf diesem Höhenpunkte von der Sohle bis zum Scheitel überschauen, können wir nicht unbeachtet lassen. Mit den Blicken verfolgen wir den Weg, der von der Drautalerseite aus auf seinen kahlen Scheitel führt.

Wie die Sage erzählt, soll vor Zeiten in diesem Alpenwinkel ein Bergbau bestanden haben. Daher der Name Grubenthal. Noch jetzt findet man Spuren des Weges, der zu diesem hinaufführte, und einen verfallenen Stollengang im Gefelße der Dreischneid!

Nach halbständigem steilen Anstieg stehen wir auf dem Spizkofel, nur wenige Meter tiefer als die Steinspyramide, auf dem Torkofel. Einen schwindelnden Anblick bietet die Nordseite des Tauken, dessen Steilwände in wilder Zerklüftung hier in das Drautal abstürzen. Im

Felsgeklippe hängen Ziegen, welche ernstig die zwischen den Steinen sprossenden Grasbüschel abweiden.

Die ganze Längenspalte des Drautales von Lienz bis Lind mit den vielen Ortschaften, Kirchen und Schlössern liegt uns zu Füßen, überragt von den mächtigen Drautaler Bergen, hinter welchen die Gletscher des Möll- und Mattatales mit dem Glockner, dem Ankogel und der Hochalmspitze hervorlugen. Im Westen schimmern die ausgedehnten Schneefelder des Großvenedigers. Gegen Süden uns wendend erblicken wir einzelne Partien des Gailtales und die kühnen aufragenden weißen Dolomitschroffen und im äußersten Südost den Monte Canin mit seiner Gletscherkrone.

Ich verzichte auf eine weitere Ausführung der Rund-
sicht, es ist dieselbe wie am Torkofel. Doch auf dich darf ich nicht vergessen, du freundlich heraufblickendes tiefblaues Auge: lieblicher Weissensee! Eingebettet in einen Kranz von Bergen leuchtet er vor uns in der Tiefe, während die gewaltige Kuppe der Willacheralpe (Dobratsch) den Hintergrund bildet.

Mit dem Abstieg geht es rascher. Statt in die Döbenschluchtalpe niederzusteigen, wandern wir über die ganze Schneide hin; in einer halben Stunde stehen wir beim Tomber, einem Zwinger für das „Galtach“ (Galtvieh, Jungvieh), dessen üppige Vegetation schon in weiter Ferne im grauen, fahlen Gewände sich bemerkbar macht, und werfen dem schönen Landschaftsbilde, in welchem Greifenburg im Drautale mit dem imposanten Schlosse den Mittelpunkt bildet, einen Scheidegruß zu.

Indem wir das Gailtal niedersteigen, wird zur Rechten

der Fankenboden und der schwindelerregende Steg überblickt, auf welchem die Berger das Alpheu am Rücken in die Scheunen hinübertragen müssen.

In der Fortsetzung des Weges ist es angezeigt, noch beim Raunzkofel einen Augenblick zu verweilen. Wenn wir an den Rand des plötzlich abbrechenden Rasenbodens hinaustreten, gähnt uns ein furchtbarer Abgrund entgegen, in welchem verwitterte Kalkfelsen wie gothische Thürme geisterhaft sich erheben. Noch immer lösen sich Steintrümmer ab, die mit weit hörbarem Gepolter in die mit Geröll gefüllte Tiefe rollen. Der Kofel heißt daher nicht umsonst der Raunzkofel.

Bei einbrechender Dämmerung, während die südlichen Kalkschroffen im Scheideblick der Sonne erglühen und allmählich erbleichen, nähern wir uns den höchst gelegenen Gehöften des Siegelberges. Auf den Steilwiesen unter dem Reißkofel blitzen die Sensen der Mähder herüber, denn es werden die Wiesen, deren Alpheu uns entgegenduftet, eben abgemäht. Bald schimmert auf dem Hathalkopf, der oberhalb der Wiesen sich erhebt, ein Feuer auf, wie ein flammender Stern am Firmament, und fröhliches Jauchzen hallt von der Höhe nieder. Die Leute bringen die Nacht im Freien zu, um beim ersten Morgengrauen wieder bei der Arbeit zu sein.





Der Osternik.

Der Abschluß der namhaften Erhebungen, der von Westen nach Osten streichenden Kette der karnischen Alpen wird vom Osternik (2035 Meter) gebildet. An seinem Ostfuße liegt das große slawische Dorf Feistritz, das durch seinen Kirchtag am Pfingstmontag, an welchem das nationale Festspiel „Kufenstechen“ stattfindet, zu einer völligen Berühmtheit gelangte.

Gleich hinter diesem Dorfe beginnt der Aufstieg. Der Weg führt bei der eine halbe Stunde von Feistritz entfernten Magdalenen-Kapelle vorbei, mittlerweile über üppige, hellgrüne Matten. Hier und dort zeigen sich auf dieser Höhe gemauerte Häuser, die jedoch nicht bewohnt sind und erst im Spätherbst bezogen werden, wenn die Hochalm von den Herden verlassen wird, um auf diesen ausgedehnten Weideplätzen ihre Sommerfrische zu beschließen.

Man wandert zumeist über weichen Wiesengrund wie auf Teppichen aufwärts, zuweilen Rückschau haltend über die heitere Landschaft, bis ein dichter Forst, der bis zur Alpenregion sich hinaufzieht, nach kurzer Rast bei einer kristallhellen Quelle, in seinen erfrischenden Schatten uns aufnimmt. Langdauernd aber angenehm ist der Weg durch das Dunkel des Nadelwaldes. Endlich ist die „Untere

Ann“ erreicht. Noch ein steiler Aufstieg und nach einem halbstündigen Gange lichtet sich der Wald, frische Alpenluft weht uns entgegen und bald erblicken wir auf freier lustiger Höhe das Hotel O sternik (1720 Meter), hinter ihm wie zu einem Dörfchen zusammengedrängt, ein Schöckchen Sennhütten. Auf den Alpenböden ringsum weiden über dreihundert Rinder und über hundert Pferde.

Das Hotel ist ein gemauertes weißgetünchtes Haus mit einem Söller und liegt auf einer Terrasse knapp am südöstlichen Abhang des O sternik, der sein kahles Haupt zu den Wolken erhebt.

Ein besonderer Vorzug des so nahe bei der Bahn befindlichen Luftkurortes ist die herrliche Rundschau, die man schon von der Terrasse aus genießt. Im Hause selbst findet der Tourist recht nette Stübchen mit reinlichen Betten und einen Speisefalon, freilich nicht wie in einem modernen Badeorte. Immerhin macht der geräumige Saal, in welchem die größte Sauberkeit herrscht, einen anheimelnden Eindruck. Seine Wände sind mit den Bildnissen der kaiserlichen Familie und anderen Farbendrucken geschmückt, worunter ein großes Muttergottesbild sich befindet, das jeden Sonn- und Festtag hinausgetragen wird zum einfachen Holzkreuz vor der Terrasse, wo die Senner und Sennerinnen gemeinschaftlich ihre Morgenandacht verrichten.

Nun geht es auf den O sternik! Morgenjonnenglanz liegt auf den Bergen und wir steigen hinauf über Gerölle und über die baumlosen begrastten Gehänge auf ziemlich ausgetretenen Pfaden. Seltene Alpenpflanzen in allen Farben winken neben den am Boden hinkriechenden

Latschen (Zwergkiefern). Auf den Abhängen leuchten die roten Blüten der Rhododendron-Gebüſche. Der Botaniker befindet ſich da in ſeinem Elemente.

Überraſcht halten wir an, wenn nach einſtündigem Aufſtieg die Spitze des Östernif erreicht wird. Großartig über alle Maßen iſt die Rundſicht. Ein weit ausgedehnter Kranz von Bergen begrenzt den Horizont: die Hohen Tauern mit dem Großglockner und den bekannten ſchneebedeckten Häuptern, die grotesk geformten Dolomiten mit dem Triglav und Montaggio (2752 Meter) faßt der Blick im Umkreis zuſammen und ſchweift über das ganze Thal der Gail von Arnoldſtein bis zu den Tiroler Bergen bei Luggau, über das Gitschtal und das weite Villacher Thalbecken bis zum Faakerſee, der wie lauter Gold im Lichte der Morgenſonne ſchimmert. Die freundliche, am Draufuß ſo anmutig gelegene Stadt Villach verdeckt der roſtbraun gefleckte Rücken des Dobratsch, der mit ſeinem Kirchlein auf der Spitze in faſt greifbarer Nähe vor unſeren Blicken ſich erhebt. Da ſieht man hinüber auf den heiligen oder Luſhari-Berg mit der vielbeſuchten Wallfahrtskirche. Von dieſem Berge kann man mitten im Sommer eine regelrechte Schlittenpartie über Stoc und Stein zu Thal machen. Weiterhin fällt der Blick auf das neue, weißgetünchte Schulhaus auf der Uggowitzer Alpe. Dieſes mag in Öſterreichs Gauen wohl das höchſtgelegene (1258 Meter) Schulhaus ſein. Es iſt im Jahre 1891 erbaut worden. Der Grund zu dieſem Schulhausbaue iſt ein ſehr einfacher. Im Sommer begeben ſich nämlich viele Bewohner aus der Gegend von Uggowitz im Kanaltale mit Kind und Kegel auf die Alpe, daher

sich das Bedürfnis herausstellte, für die vielen, dort sich herumtummelnden Kinder eine Nottschule zu errichten.

Vom Scheitel des Östernik überblickt man die ganze dreißig Kilometer lange Gailtaler Bahn.

Vom Bahnhofe zu Hermagor am Fuße des schwer ersteigbaren Engelnock wendet sich die Eisenstraße nach Ober- und Untervellach, durchschneidet das Wäldchen hinter dem Gasthause Zum Seewirt und verläßt in der Nähe des kleinen Proseckersees die Reichsstraße, deren Richtung sie bisher gefolgt war. Dann macht die Bahn einen weiten Bogen, um das hügelige Terrain, über welches die Reichsstraße führt, zu umgehen, gegen Süden durch das liebliche Seetal. Die grüne Kuppe des Paludnig und die Dolomitacken des Gartnerkofels, wo die „Blaue Blume“ sproßt, schauen auf das Tal nieder, während im äußersten Westen der Reißkofel vom bläulichen Dufte umwoben erscheint.

Bei Görttschach lenkt die Bahn in das enge Tal am Südgehänge des wohlkultivierten Mittelgebirges ein, wo die Gail in Schlangenwindungen dahin fließt. Unter der in Wald und Gestrüppe fast verborgenen Ruine des alten Schlosses Michelburg kommt die Schienenstraße knapp an das Ufer des Flusses heran und mündet in den Bahnhof beim großen Dorfe Vorderberg, das jenseits der Gail am Fuße des Östernik gerade vor uns in der Tiefe liegt. In östlicher Richtung geht die Bahn bei Bodenhof vorüber und wendet sich wieder der Reichsstraße zu. Da erweitert sich das Tal zu einem hochromantischen Landschaftsbilde mit den vielen Ortschaften und den jähem Felsabstürzen des Dobratsch.

Von der Bahnstation Röttsch zieht die Eisenstraße unter der Ortschaft Sack und dem schönen wohlerhaltenen Schlosse Wasserleonburg sich hin. In diesem Schlosse mit herrlicher Aussicht hauste im 16. Jahrhundert die Schloßfrau Anna Neumann, welche ein ganzer Sagenkreis umgibt. Unter anderem wird erzählt, daß sie sieben Männer gehabt habe. Ihr Porträt, eine stattliche Dame in mittelalterlicher Tracht vorstellend, ist noch in den Arkaden des Schloßhofes zu sehen. Auch der schöne Marmoraltar der Schloßkirche ist sehenswert.

Die Bahn läuft weiter in gerader Linie an der Südlehne des Dobratsch, wo die herum verstreuten Felsblöcke an den furchtbaren Bergsturz am 25. Jänner des Jahres 1848 gemahnen, erstreckt sich bis zur Stelle, wo die reißende Gailitz in die Gail mündet, und überseht diesen Fluß, um sich zur letzten Station der Gailtaler Lokalbahn: Arnoldstein, zu wenden.

Auf einem freistehenden Felsfogel hoch über der ansehnlichen Ortschaft thront die sagenumwobene und imposant das Tal beherrschende Ruine der uralten Benediktinerabtei Arnoldstein, überragt von einem mächtig gequaderten, nun dachlosen Turme. Im Jahre 1883 wurde die Abtei von einem Blitzstrahl getroffen und loderte in Flammen auf. Seit dieser Zeit ist das Gebäude dem Verfall anheimgegeben worden. Die Mönche hatten sich schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nach der großen Reformbewegung unter Josef II. zerstreut und die althehrwürdigen Räume waren zu Kanzleien verwendet worden.

Nun ist alle Herrlichkeit verschwunden, die Gemächer

liegen in Schutt und Staub, aber der Felskogel bietet mit der Ruine noch immer ein höchst malerisches Bild, von welcher Seite man es betrachten mag.

An Arnoldstein knüpft sich auch die Volksjage von der Weißen Rose. Den romantischen Stoff hat der Kärntner Dichter Ernst v. Raupacher in seiner Dichtung: „Die weiße Rose“ verwertet und mit einer Fülle von prächtigen Schilderungen umkränzt, woraus wir die Strophe hervorheben, welche den Kern der Sage enthält:

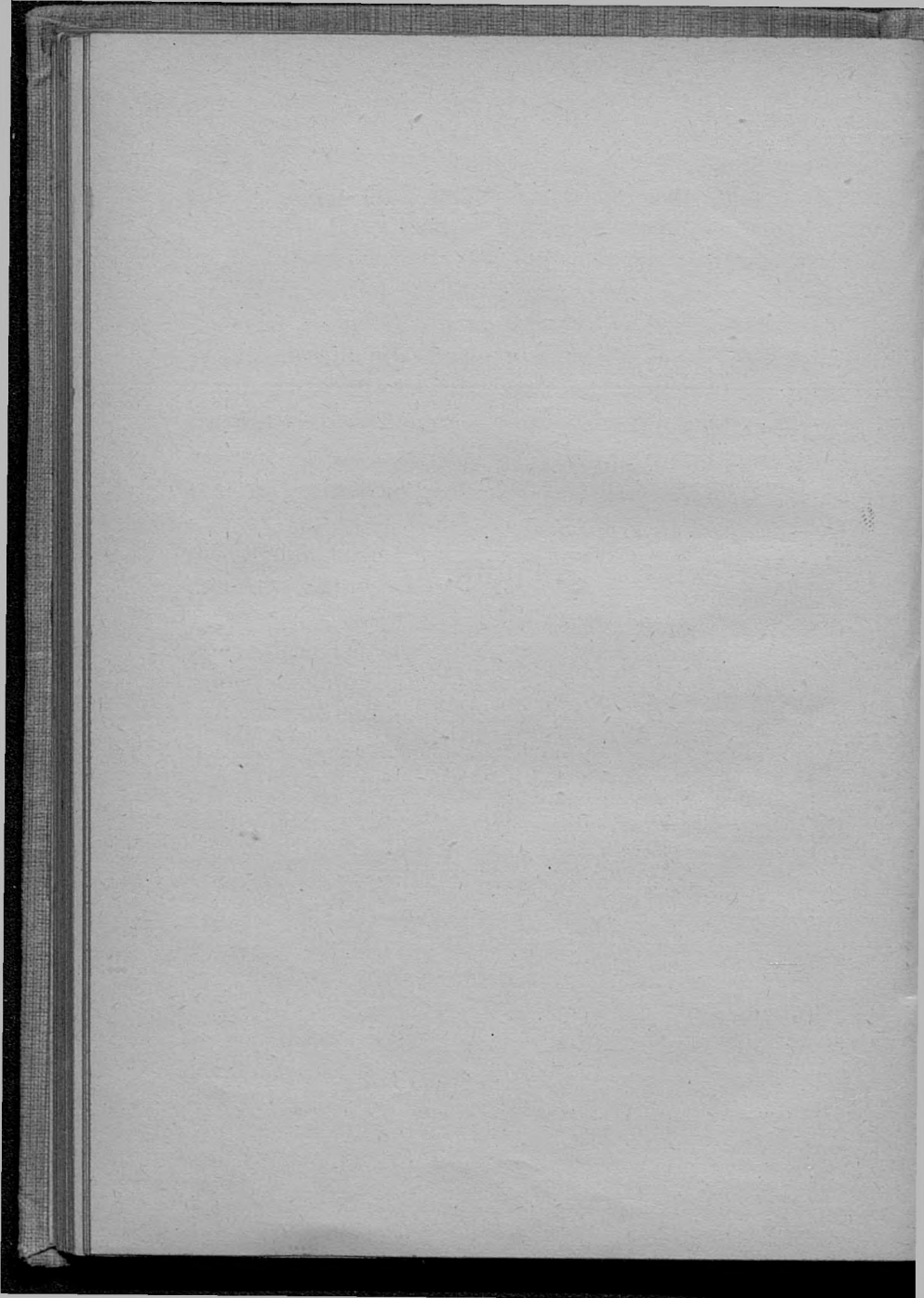
Die weiße Rose, wer sie findet,
Auf seinem Chorstuhl beim Gebet,
Der weiß, daß ihm der Atem schwindet,
Bevor der zweite Tag vergeht.

* * *

So haben wir denn, allerdings nur auf den Flügeln der Phantasie, die Fahrt auf der Gailtaler Bahn von Hermagor nach Arnoldstein gemacht; und indem wir über die Berghänge niedersteigen, kehren wir befriedigt von den erhabenen Eindrücken und der wundervollen Rund-
sicht zurück in das freundliche Alpenhotel Osternik, um noch ein paar Stündchen unter den zahlreichen Kurgästen zu weilen.



Anhang.





Erste Wintertour auf den Großglockner.

Der herrliche Großglockner, der mit seinem zerklüfteten Keesboden das Alpental Heiligenblut vom benachbarten Tirol und Salzburg abschließt, war mit seiner himmelanstrebenden Eispfyramide schon lange Zeit her das erhabene Ziel meiner Sehnsucht, welche beim täglichen Anblick dieses majestätischen Hochgebirges nur noch lebhafter werden mußte.

Der tiefblaue, wolkenfreie Himmel, von welchem die mit jedem Morgen heiterer hinter den östlichen Bergen herausblickende Sonne ein goldiges Licht über die Gletscherwelt ausgoß, die frühlingswarme Luft, welche an unseren fast schneelosen Hochwiesen manches zarte Blümchen hervorlockte, kurz der ungewöhnlich milde Winter des Jahres 1853 konnte in mir den immerhin abenteuerlichen Gedanken zur Reise bringen, eine Erklommung der Glocknerspize, die bisher nur in Sommermonaten, selbst bei den günstigsten Witterungsverhältnissen, nicht ohne Bangen vor nahenden Stürmen bestiegen wurde, im Winter zu versuchen.

Und dieser Versuch gelang! Die erste Spize des Glockners wurde zum ersten Male am 13. Jänner 1853 erstiegen.

Am 12. Jänner nachmittags kamen alle an dieser Gletscherfahrt Beteiligten im Glocknerzimmer des Gasthauses zu Heiligenblut zusammen und verließen, nachdem die nötigen Vorkehrungen getroffen waren, unter den besten Auspizien das einsame Alpendorf.

Bergstöcke, welche über die Köpfe hervorragten, Schneereise, Fußeisen, ein gegen zwanzig Klafter langes zusammengeringendes Seil, zwei Tragkörbe, aus deren einem eine große rußige Pfanne hervorschaute, Pelzmützen mit über die Ohren herabgelegten Lappen — das waren die auffallenden Ausrüstungen und Gerätschaften der mutig gegen den Möllfluß herabziehenden Glockner-Gesellschaft.

In der Nähe des Gößniger Wasserfalles, wo sich der eisige Weg steil über bewaldete Anhöhen hinaufwindet, ließ ich meine Stiefel mit neugeschärften Fußeisen beschlagen.

Je höher wir auf diesem Pfade hinaufstiegen, desto lieblicher nahm sich das Alpenthal Heiligenblut mit der gotischen Pfarrkirche aus, an welche die Gehöfte und Hütten der Ortschaft sich anschniegen.

über einem furchtbaren Abgrund, in welchem unseren Augen verborgene Wasser rauschten, führte uns dieser Bergpfad an einem hölzernen Kreuz vorüber zu den ersten Alpenhütten, welche, von hellen Eismassen umstarrt, öde und verlassen vor uns lagen.

Am höchsten Punkte, welchen dieser Pfad erreicht, der sogenannten Gatter-Brücke, ließen wir uns neben einer über den Felsen herabrieselnden Bergquelle zum ersten Male nieder. Da genossen wir noch einmal die Aussicht ins schöne Alpenthal, welche uns erst auf der Höhe der Adlersruhe wieder eröffnet werden sollte.

Nach einer kurzen fast ebenen Wegstrecke über die Fleißneralpe erreichen wir die bekannte Alpe Kaiser-Trog.

Bisher war uns kein bedeutendes Hindernis in den Weg gekommen. Das mancher Orts anschwellende Glatt-eis war mit bewaffneten Füßen leicht zu übersehn; nun aber, an der Brücke des Leiter-Wildbaches, der, den imposanten Leiterfall gestaltend, ins Pasterzental abstürzt, wo der von Heuziehern ausgetretene Weg, den wir bisher verfolgten, plötzlich abbrach, beginnen die Hindernisse und Beschwerden, welche uns bis an die Spitze des Glockners begleiten.

Die Leiterköpfe zur Rechten, vor uns den unter schwacher Eiskruste schäumenden Leiterbach, schlugen wir nach kurzem Bedenken den Weg über die schwanke Eisbrücke des Wildbaches durch das zu beiden Seiten emporstarende Felsengewirre ein. Diesen Weg haben nicht viele Leute vor uns betreten. Denn selbst die Heuzieher, welche das im Herbst gewonnene Heu von der Leiteralpe und der Garnizen ins Tal herabliefern, wagen erst dann, wenn hinuntergestürzte Lawinen und zusammengehelter Schnee das Felsbett der Leiter ausgefüllt haben, mit ihren auf Schlapsen gebundenen Heufüßerchen die gefahrvolle Fahrt durch das Felsbett der Leiter.

Je weiter wir vordrangen, umso herrlicher gestaltete sich die Felsenzerie vor unseren Blicken.

Eine hohle Gasse mit bald tief niederhängenden, bald hoch in die Luft hineinragenden Steinmassen von phantastischen und drohenden Formen hielt uns umschlossen. Die beängstigte Brust erweiterte sich erst, als wir den Ausgang aus dieser Felsenwildnis fanden.

Nicht ohne Gefahr war die Passage durch diese Felsgasse. Bekanntlich bildet die Eisdecke eines Wildbaches keine glattfortlaufende Fläche. Bald über Gerölle und Felsblöcke sprudelnd, bald über steile Wände und Platten abstürzend, schafft dieser sich eine nach seiner Beschaffenheit gestaltige, rauhe, unebene Kruste von den sonderbarsten Eisformationen. So trafen wir auf Stellen, wo sich die Kruste wie ein heller Glassturz durchsichtig über den Schaum des abfallenden Baches herabsenkte.

Mit welcher Vorsicht wir diese Stellen überschreiten mußten, einer dem andern Hilfe leistend, ergibt sich aus dieser, weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibenden Schilderung.

Der Vorführer prüfte mit seinem Bergstocke die Festigkeit des Eisbodens. Wo dieser nachgab oder andere unübersteigliche Hindernisse in den eisüberzogenen Wasserabstürzen der Fortsetzung des Pfades entgegenstanden, suchten wir rechts durch den Schnee auf den Käsensteig zu entkommen, wo wir über die böse Platte hin mit Hilfe des Bergstockes weiterstiegen.

Nach einer Wegstunde zeigten sich die grauen holzgedielten Kasern, die Leiterhütte jenseits des Leiterbaches, über den eine Brücke führt. In der Leiterhütte finden die Glockner-Ersteiger eine geräumige Nachtherberge.

Wir jedoch durften dieser einladenden Hütte nur einen flüchtigen Blick zuwerfen, um unser noch ferne gelegenes Ziel zu erreichen und dem Glockner so nahe als möglich zu kommen, damit wir nicht, falls sich ein günstiger Augenblick zu dessen Erklümmung darbot, durch lange Wegstrecken zurückgehalten, diesen versäumen mußten.

Schon stehen wir bei der Dachsenhütte am kühnen Felsenvorsprung, um welchen in der Tiefe die Leiter sich windet. Wir blicken zurück auf die in das Alpenthal hereinschimmernden Eiszelder des Goldberges, auf welchem soeben die Abendgluten der sinkenden Sonne verglimmen.

Nicht lange jedoch konnten wir uns an diesem Naturschauspiel ergötzen, da die eintretende Dämmerung zur Eile riet und andere nicht minder zu beachtende Gegenstände unsere Aufmerksamkeit fesselten.

Vor allem war es der Schreinstein, der unsere Augen auf sich lenkte. Ein gewaltiger, frei am Rücken des uns gegenüberstehenden Bergrückens liegender Stein, als wäre er vom Himmel herabgefallen.

An den Kanten der Leiterköpfe glaubten wir bald hier, bald dort eine scheue Gemse zu gewahren, — aber immer war es eine Sinnestäuschung.

Am Rauhen Bühel, den wir bald erreicht hatten, lag eine Menge zerstreutes Gemsenhaar. Das aufgesammelte Gemsenhaar wurde weidgerecht geschlichtet und als Zierde unserer Hütte verwendet. Vom Rauhen Bühel aus erblickten wir zum ersten Male das Endziel unseres heutigen Aufstieges, die Kalserhütte, am Fuße des Maloidenkopfes. Zur Rechten dieses Kopfes liegt die beschneite Kalser-Scharte, der Übergangspunkt zwischen Kärnten und Tirol.

Da die Oberfläche des Bühels, alles Schnees ledig, mit niederen Felsserhebungen ein schönes Plätzchen zur kurzen Ruhe bot und das Ziel nicht weit mehr entlegen vor Augen stand, wollten wir von dieser Stelle nicht so schnell scheiden. Die roten Tonpfeifchen wurden hervorgezogen und mit Reibhölzchen in freier Luft in Brand

gesezt, denn es herrschte eine Windstille, wie sie selbst im Sommer auf Hochalpen sehr selten vorkommt.

Doch nun wurde es höchste Zeit, nach der Kalserhütte aufzubrechen. Am Edersbrunn, der sein kaltes, klares Quellwasser in den Leiterbach hinabrieseln läßt, schreiten wir vorüber und kommen bei den Steinen an, einem natürlichen Zwinger für die Rinderherden. Um gewaltige Felsblöcke, welche vielleicht vor Jahrtausenden von der Höhe sich ablösend in die Tiefe herabstürzten, haben die Hirten eine Steinmauer ohne Mörtel aufgeführt, um daselbst ihre Herden bei stürmischem Wetter unterzubringen, ihr Abfallen und Verlaufen zu verhüten. Da sind die schönsten Weideplätze, welche auch einen ergiebigen Heuvorrat in die Scheunen des Mplers für den Winterbedarf liefern.

Das an diesen Alpentriften gemähte Heu wird in „Triften“ um einen im Boden befestigten Baumstamm aufgeschichtet und von den Heuziehern um Weihnachten ins Thal hinabgezogen.

In der Kalserhütte angelangt, zu der wir uns erst den Weg durch die zusammengeweheten Schneemassen bahnen mußten, nahmen wir zuerst die Räume in Augenschein, welche uns Unterkunft und Schutz über Nacht gewähren sollten.

Eine schmale Britische mit Alpenheu im Hinterraume, eine Steinplatte auf dem Boden als Herdstatt, einige Bänke, zusammengeworfenes Krummholz im Vorderraume, das machte die ganze Einrichtung dieser Alphütte aus.

Aber auf den Bergen ist ein richtiger Tourist mit allem zufrieden. Den geheizten Ofen ersetzt das knisternde Reisig auf dem Herde, die weichen Federbetten das karge

Alpenheu. Ein Schluck Wein, ein kalter Zmibiß und schwarzes Brot munden hier oft köstlicher als die würzig dampfenden Gerichte im eleganten Hotel.

Lange stand ich im Schnee vor der Hütte und schaute in die wunderbare Alpenwelt hinaus. Auf den fernen Bergspitzen erblaßten die letzten Schimmer der Abendröthe und die hereinbrechende Nacht streute ihre hellen Sternensfunken über den wolkenlosen Himmel aus. Eigenthümlich ist die Physiognomie der winterlichen Alpenlandschaft! Wo noch vor wenigen Monden alles lebte und schwebte, wo die Wiesen in allen Farbenabstufungen blühten, das Herdengeläute von allen Höhen erschallte, die Hirten sangen, die Alpenhütten rauchten und der warme Himmel auf dieses friedsame Stilleben so wonnig herniederlachte, da sind jetzt Wiesen und Herden verschwunden, die fröhlichen Laute verklungen; kalt blickt der Himmel auf schneebedeckte Tristen, eisüberzogene Wände und endlose Schneemassen, aus welchen die Kasern¹⁾ oft kaum mit den Dachgiebeln hervorlugen. Der Zauber der sommerlichen Alpen ist in öde, starre Einförmigkeit übergegangen. Aber gerade diese Einförmigkeit der zum gestirnten Himmel aufstarrenden, dämmernden Schneegefilde, diese ganzen Alpennatur fesselten mit Allgewalt meine Seele.

Im Borderraume unserer Nachtherberge flackerte bereits ein munteres Feuer auf dem Boden und warf einen hellen Lichtstreif durch die geöffnete Thür auf den umnachteten Schneeboden vor der Hütte.

Einige meiner Mitgenossen hatten sich an den Bänken gelagert, die um den Herd an der Bretterwand befestigt

¹⁾ Alpenhütte.

waren, die anderen über das dürre Krummholz auf den Boden hingestreckt. Den ganzen Raum der Hütte füllte ein qualmender Rauch. Anfänglich belustigte dieser; als jedoch immer dichtere Wolken unsere Häupter umspinnen und der Rauch unangenehm auf unsere Athmungsorgane einwirkte, bemühten wir uns, dem unerquicklichen Qualm ein Luftloch im Oberboden zu öffnen. Um dies zu bewerkstelligen, mußte ein Dachbrett förmlich ausgehoben werden. Erst als die Luft durch diesen kunstlosen Rauchfang gereinigt war, wurde der an die Wand hinaufgelehnte Tisch herabgehoben und mit einer Flasche Tirolerwein und reichlich mit Gewaren beladen.

Nach unserem kurzen Mahl suchten die Mitgenossen die Karten hervor, um sich die Zeit zu vertreiben. Eine zweispitzige, in die Bretterwand gesteckte Gabel diente als Leuchter einer matt brennenden Talgkerze.

Ich suchte mein Schlafgemach auf, das freilich in dieser Alpeneinsamkeit keine Bequemlichkeiten bot. Eine Heunterlage, ein Mantel als Decke, ein alter Schemel mit zwei ausgebrochenen Füßen als Kopfkissen, das waren die Bestandteile meiner Liegerstätte für diese eigentümlichste aller Nächte meines Lebens.

So behaglich auch sonst die Ruhe im Alpenhau sein mag, diesmal konnte ich kein Auge schließen; die Gefahren des kommenden Tages umgaukelten mich in allen erdenklichen Gestalten.

Als wir aufbrachen, war drei Uhr vorüber. Ein schneidender Nordost heulte durchs Alpental, das noch in dichter Finsternis lag. Am tiefdunklen Himmel glänzten einzelne Sternengebilde.

Rüstig folgten wir, oft bis über das Knie in den Schnee einsinkend, dem flüchtigen Schein der Blendlaterne, die in der Hand des Vorführers schon über den Leiterbach schwankte.

Beim Morgendämmern erreichten wir die Salmshöhe.

Auf dieser Stelle lagerten wir im losen, vom Schnee entblößten Steingerölle. Der Ort, wo die Salmshütte einstens gestanden hatte, lag zu unseren Füßen, aber nicht die mindeste Spur war davon zu entdecken. Die starren Eisfelder, welche den Großglockner umgürten und immer weiter ins Tal herabwachsen, haben diese Hütte gänzlich verschlungen. Sie wurde nahe am südwestlichen Gletscher des Glockners zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts vom Cardinal Salm, dem Fürstbischof von Gurk, welcher diese Höhen in Begleitung mehrerer berühmter Männer im Jahre 1800 selbst bereiste, mit großem Kostenaufwande erbaut. Aus einigen Zimmern und einer Küche bestehend, gewährte sie Naturforschern und Naturfreunden eine sichere Unterkunft und eine bequeme Nachtherberge. Zur dankbaren Erinnerung nannte man diese Hütte die Salmshütte und den schönen, pflanzenreichen Ort, an welchem sie erbaut war, die Salmshöhe. Leider haben aber wütende Stürme so kräftig an den Wänden dieser Hütte gerüttelt, daß sie nach einem Zeitraume von kaum zwanzig Jahren völlig zerstört, als fernere Zufluchtstätte nicht mehr benützt werden konnte. Balken und Fensterladen lagen zerstreut umher und Eis und Schnee füllten die inneren Räume. Die Hütte wurde sodann durch die Bemühungen des Cardinals aufs neue hergestellt und zur weiteren Benutzung mit allen Erfordernissen ausgestattet. Schon

Dr. Hoppe, der bekannte Professor der Botanik aus Regensburg, welcher seit 1799 alljährlich die naturwissenschaftlich interessante Umgebung von Heiligenblut besuchte, um die Schätze des Pflanzenreiches an der Urquelle zu sammeln, pries im Namen aller Naturforscher und Naturfreunde die Großmuth des vortrefflichen Fürsten, der ihnen zuerst die Bahn in dies Heiligtum der Natur gebrochen. Dr. Hoppe machte nämlich mit seinem Reisegefährten Dr. Bartling aus Hannover am 5. September 1818 eine botanische Exkursion in die Leiteralpe und übernachtete in der wiederhergestellten Salmshütte. Eine reiche Ausbeute der seltensten, bisher noch unentdeckten Pflanzen war nach seinen eigenen Worten im Glockner-Buche zu Heiligenblut, der Lohn dieser bestgelungenen Alpenpartie. Nachdem also die Salmshütte mehrere Jahre hindurch ein sicherer Hort der Naturfreunde in diesen Hochalpen war, ist von ihr seit vielen Jahren keine Spur mehr zu sehen.

Mit Tagesanbruch war der blaue Grundton des Aethers in eine violettdunkle Mischung übergegangen, welche erst verschwand, als die Glut der aufgehenden Sonne an den höchsten Bergspitzen anschlug. Herrlich nahmen sich die blendendweißen Schneeberge in violettfarbigen Hintergrunde aus. Diese imposante Naturszene bewundernd, schritten wir über steile Schneeflächen, welche den bereits beginnenden Leiter-Reesboden mit seinen gähnenden Klüften trügerisch verhüllten, mutig der Hohenwart-Scharte entgegen.

Die Reinheit und Trockenheit der Atmosphäre in diesen hohen Luftregionen, verbunden mit den Beschwerlichkeiten

des Weges, wirkten ermattend auf mich ein, so daß ich öfters meinen Mantel auf dem Schneeboden ausbreitete, um mich darauf zu legen. Einige Augenblicke solcher Erholung, in welchen ich ein mit Wein getränktes Stückchen Zucker im Munde zerfließen ließ, waren hinreichend, wieder zu Kräften zu kommen.

Um neun Uhr befanden wir uns unter der Hohenwart-Scharte. Eine schiefe Schneewand von bedeutender Höhe war nun zu erklimmen. Wir übersezten die offene Reesluft am untersten Teile der Wand und folgten den Stufen, welche die Tritte des Vorführers in dem gefrorenen Schnee zurückließen.

Schon bei jedem Tritte aufwärts erweitert sich der Gesichtskreis. Die langen Gebirgszüge des benachbarten Tirol dämmerten in bläulicher Ferne über die noch vor wenigen Minuten so erhabenen, jetzt immer tiefer unter uns hinabsinkenden Felsriesen herüber.

Aber wer vermag die Fernsicht zu beschreiben, welche das Auge an der Hohenwart-Scharte genießt!

Auf diesem Orte stand vor vielen Jahren eine schützende Hütte; sie war ebenfalls vom Kardinal Salm erbaut und zu Ehren seines Generalvikars von Hohenwart die Hohenwarte benannt worden. Schon im Jahre 1823 waren von dieser Hütte, welche im Kampfe der Elemente vernichtet wurde, kaum einige Ruinen mehr zu sehen. Seit 1828 konnten die Glockner-Führer nur mehr die Stelle zeigen, wo einstens die Hohenwart-Hütte gestanden.

Eine grimmige Kälte herrschte auf den freien, dem Wüten der Stürme offenen, selbst im heißesten Sommer

mit Eis und Schnee bedeckten Höhen, die von der Höhenwarte bis zu der Adlersruhe sanft sich erheben. Ein schneidender Wind strich von den Tiroler Alpen her und warf uns den aufwirbelnden gefrorenen Schnee wie harten Flugsand ins Gesicht.

Aber was waren all diese Unannehmlichkeiten im Vergleich mit der lohnenden Aussicht!

Ein starres Bild des Todes, ohne alle Vegetation, lag der zerklüftete Reesboden der Pasterzen vor uns in der Tiefe. Grauenhaft ist der Anblick dieser alles Leben ertötenden, längs der Gamsgrube bis an den Johannesberg sich ausdehnenden Eisfelder; aber in ihrer unerforschten Tiefe liegt die immer lebensrege verborgene Werkstätte der Natur, wo in strogender Eisesfülle die Gewässer zum Naturbedarfe gebraut werden; daher dies fremdartige Krachen, Rauschen und Rollen in den Eisschollen, als ob tausend Koboldhände rüstig schafften und die weitausfließenden Reesspalten mit ihren Grotten, Schluchten und Höhlen die Wohnungen einer emsig schaffenden Geisterwelt wären.

Wie die Sage erzählt, soll das Pasterzental, welches jetzt Eismassen füllt, vor Jahrhunderten der schönste Weideplatz, beschattet von grünenden Lärchenbäumen, und als Vereinigungspunkt dreier Länder ein vorzüglich geeigneter Ort zur Abhaltung eines Jahrmarktes gewesen sein, welchen eine große Volksmenge aus den Grenz-dorfschaften von Kärnten, Tirol und Salzburg mit zahlreichen Viehherden besucht haben soll. Als ein solcher Jahrmarkt einmal an einem Sonntage abgehalten wurde und man an diesem Gott geweihten Tage sich mit Spiel

und Tanz belustigte, da brauste ein fürchterlicher Sturm über die Kämme des Glockners und brachte heftige Regengüsse, welche das Pasterzental mit ihren Fluten bedeckten. Und als diese über die Felswände hinabstürzen wollten ins Heiligenbluter-Tal, habe ein plötzlicher Frost sie festgehalten und Menschen und Vieh mit ewigen Eise bedeckt.

Bald war die schwindelerregende Höhe der Adlersruhe (3465 Meter) erreicht.

Die aus dem Schnee hervorstehenden Mauerüberreste der zerfallenen Hütte, welche als letzter Zufluchtsort für Glocknerbesteiger auf einer schroffen, gegen die Kaiser Seite hinauspringenden Felsenspitze vom Kardinal Salm errichtet wurde, bilden eine bequeme Brustlehne, um ohne Gefahr in die Klüfte des Kaiser und Leiter-Reesbodens hinabzuschauen. Jetzt befindet sich auf der Adlersruhe das im Sommer bewirtschaftete Unterkunfts Haus des Deutsch-Osterreichischen Alpenvereines.

Über die vom Großglockner gegen Süden auslaufende Gebirgskette, welche als westliche Grenzscheide zwischen Kärnten und Tirol sich hinzieht, fiel der Blick in das nebellose Kaisertal auf die in weite Ferne hinabgerückte Pfarrkirche, weiterhin in das Windisch-Matreier Tal. Die übrigen Talebenen waren mit dichtem Nebel erfüllt. Über die glänzenden Nebelsflächen ragten die verschlungenen Gebirgszüge von Tirol, Krain, Kärnten und Steiermark mit ihren unzählbaren Kuppen, Köpfen und Spizen hinaus. Ein bläulich verschwommener Ton war der charakteristische im ganzen Gebirgs Panorama; nur unsere nächste Umgebung trug die Farbe des Winters.

Frei schweifte mein Auge über all diese Felsspitzen

bis zum fernen Horizonte hin, wo sich der flammende südliche Himmel herabsenkte auf einen langen lichten Nebelstreif, unter welchem ich die stolze Adria suchte.

Die Gesellschaft war nach kurzer Siesta von der Adlersruhe, wo der Tragkorb zurückgelassen wurde, bereits aufgebrochen und ich war also genötigt, meine Beobachtungen einzustellen. Längs der Schneide der bis zum Pasterzen-Keesboden abfallenden Eis- und Schneegründe wanderten wir, die wieder eröffnete Aussicht ins Heiligenbluter Thal freudig begrüßend, dem erhabenen Ziel entgegen.

Schon steht die kolossale Eispyramide des Glockners vor unseren Augen.

Ein Schauer durchzuckt die Seele des Menschen, wenn er den fast senkrechten, noch 90 Klaster hohen Gipfel des Glockners über sich und unter sich die tiefen Abgründe erblickt.

Vor mir haute ein beherzter Führer die Fußstapfen aus. Die übrigen Glieder der Gesellschaft folgten uns nach, indem sie behutsam in die ausgehauenen Stufen eintraten. So bewegte sich der Zug, wie ein Glied einer Kette das andere nach sich zieht, eine geraume Weile bergauf, bis er plötzlich stockte.

Eine weit aufgährende Kluft starrete uns entgegen. Ich lehnte mich über die Schneefirne hin. Welch eine schöne, wunderbare Eisgrotte, mit den sonderbarsten Eisgebilden ausgekleidet, einer Tropfsteinhöhle nicht unähnlich, erschloß sich den staunenden Blicken! Aber so sehr mir auch dies Eisgewölbe gefiel, so verspürte ich doch keine Lust, in selbes hinab zu gleiten. Ich ließ mir daher erst-

mals das Seil, welches der Führer am Rücken trug, um die Brust schlingen.

Von dieser Keesluft aufwärts wird der vereiste Rücken des Glockners immer steiler, der Blick in die ungeheure Tiefe immer furchtbarer. Mit der Rechten das Seil, mit der Linken den Bergstock umklammernd, trat ich vorsichtig in die Eisstufen dem Vorführer nach. Die gefahrvolle Fahrt schien nicht enden zu wollen.

Endlich erreichten wir die erste Glocknerspize. Es war um Mittag. Im hohen Schneeüberhange, der über den gegen 1700 Meter unter uns liegenden Pasterzen-Gletscher frei in die reine Luft hinausragte, wurde ein drei Fuß breiter und mehrere Fuß langer Standpunkt ausgehauen.

Während ich, versunken in der Betrachtung all der Wunder der Allmacht, die vor uns ausgebreitet lagen, hinausblickte in den unermesslichen Raum, welchen ein himmelweit sich erstreckendes Gewirre von Alpenketten und Bergspitzen bis zum fernen Horizont erfüllte, kauerten sich die fröhlichen Führer zu einem gemüthlichen Kartenspiel auf der schmalen Schneekante zusammen und ließen den blauen Dampf ihrer roten Tonpfeifen über sich aufsteigen. Einer meiner mutigen Begleiter setzte sich ganz behaglich auf das schneidige Schneegehänge, so daß ihm ein Fuß gegen Tirol, der andere über die Pasterze hinausging.

Nach einer halben Stunde, in der wir bei völliger Windstille und einer überaus milden Temperatur — denn in diesen erhabenen Luftschichten war es bei weitem nicht so kalt wie auf den Höhen der Adlersruhe — im Voll-

genusse einer ungetrübten Fernsicht, welche zu schildern jede Sprache zu arm, jede Farbengebung zu matt ist, an der Spitze des Glockners schwelgen durften, schickten wir uns zur gefährvollen Rückfahrt an.

Ein Versuch, die zweite Spitze¹⁾ zu erklimmen, war bei dem allzu hohen Schneeüberhange und der drohenden Gefahr eines Absturzes eine zu gewagte Sache, und wir begnügten uns mit diesem Erfolge unserer Gletscherfahrt.

Das Seil um die Brust geschlungen, den Bergstock mit beiden Händen umklammernd, ließ ich mich zuerst über den steilen Gipfel des Glockners hinab. Die Gefährten hielten sich hinter mir am Seile fest, welches ein an der Spitze zurückgebliebener Führer allmählich nachließ. Auf dieser schwindelerregenden Höhe, über Abgründen schwebend, lag unser Lebensfaden ganz in der Hand des zurückgebliebenen Führers. Eine plötzlich eintretende Schwäche, eine Unvorsichtigkeit, und wir wären hinabgestürzt in die Tiefe der Gletscher, aus deren Klüften keine Rettung mehr möglich ist. In solchen, alle Kräfte des Geistes herausfordernden Augenblicken der Gefahr wird zwar das Herz des Menschen gestählt wie weiches Eisen in zischender Esse, aber es fühlt gerade da erst recht seine Schwäche, seine Endlichkeit und die Unendlichkeit des ewigen Schöpfers des Weltalls.

Als wir beiläufig eine Strecke von 20 Klaftern im losen, unter unseren Füßen wie zerriebenes Salz abgleitenden Schnee, der die Eiswand des Glockners be-

¹⁾ Auf der zweiten, etwas höheren Spitze erhebt sich das vor einigen Jahren dort aufgestellte eiserne Kreuz.

deckte, zurückgelegt hatten, ertönte ein gellendes Halt von der Spitze, — das Seil war zu Ende.

Die Spitze des Bergstockes in den Rücken des Glockners einstoßend, um einen festen Stützpunkt zu gewinnen, hielten wir an, bis der Führer uns eingeholt und sich neuerdings niedergelassen hatte, um uns weiter über diese Rutschbahn hinab zu gängeln.

Nachdem wir so viermal Raft gehalten, kamen wir bei der „hohen Klust“ an. Kaum war diese gährende Klust übersprungen, so wurde die Brust vom belästigenden Seile befreit, der Stock in die Seite genommen und mit fest und steif zusammengehaltenen Füßen die über alle Maßen ergößliche Abfahrt begonnen. In kurzer Zeit waren die Höhen weit hinter uns, die wir mit aller Kraftanstrengung kaum in einer Stunde hatten erreichen können.

Über die Adlersruhe hinaus gab es nur noch wenige Stellen, welche das Abfahren ermöglichten. Der Schnee war in den Strahlen der Mittagsonne weich und unwegsam geworden.

Bei der Hohenwart-Scharte, deren zerklüfteter Felsenkamm durch die Schneemasse bricht, ließ ich mich an der Hand eines Führers über das nackte Gestein und Gerölle bis zum schneebedeckten Reesboden hinab.

Der Himmel hatte bereits einen trüben Nebelschleier ums heitere Antlitz geschlagen, und als wir von der Salmshöhe zurückblickten, wo wir, um Reeswasser zur Erfrischung zu schöpfen, den spiegelglatten Eisboden durchschlagen mußte, war das Haupt des stolzen Eiskolosses in dichte Wolken gehüllt.

In der Abenddämmerung eilten wir am Gößnizer Wasserfall vorüber ins Alpental nieder, das von gewaltigen Pöllerfalten erschallte, um, unsere Rückkunft freudig begrüßend, den Bewohnern des Tales den glücklichen Erfolg der winterlichen Gletscherfahrt zu verkünden. Man widmete der Glocknerfahrt große Teilnahme und es waren unsere Bewegungen mit Tubus und Ferngläsern beobachtet worden.

Wir hatten den richtigen Zeitpunkt getroffen. Einen Tag später wäre unsere Glocknerfahrt nicht mehr möglich gewesen, denn es schneite stark über Nacht und am kommenden Morgen lag über Berg und Tal fast metertiefer Schnee.





Ueber den Schober.

In der Wirtsstube in Fragant im Mölltale lag Paulinys Karte von Kärnten auf der Tischplatte vor mir ausgebreitet. Der Herr Pfarrer und unser Freund, Professor Egger aus Wien, der hier in seinem heimatlichen Mölltal auf Ferien weilte, beide leisteten mir Gesellschaft und waren so freundlich, als der Wirt, ein gefälliger stattlicher Mann mit einem dichten blonden Vollbart, seinen Fliegendewel heftiger schwingend mir bedeutete, daß alles zu meiner Fahrt über den Schober bereit sei, mich bis an den Fuß dieses Berges zu begleiten.

Der Weg dahin führt durch eine vom Fraganterbache durchbrauste romantische Bergschlucht, die nach zwei Wegestunden ein von gewaltigen Bergesriesen eingeengtes Kesseltal bildet. Dort erblickt man eine Häusergruppe; in der Nähe rauscht von der Felswand ein Wasserfall nieder, weiter hinein liegt ein nun ganz in Vergessenheit gekommenes Alpenbad. Wir befinden uns in der Innerfragant.

„Das Gehöft dort“, rief der Herr Pfarrer, „gehört dem ‚Schwager‘, da wollen wir einsprechen. Von da weg geht’s dann links über den Schober. Hier wollen wir ein Stündchen verweilen, bevor wir uns Lebewohl sagen.“

Eine schmale Stiege führt in die weitläufige Be-

hausung des gemüthlichen „Schwagers“, aber der Duft in der Stube, wo eben ein Schuster auf der Stör, umgeben vom ledernen Volk und seinen Vasallen, auf dem Dreifuß thronte, war uns doch zu pikant. Im Freien vor dem Gehöft, neben dem sprudelnden „Tattermann“ im Angesichte des Wasserfalles und der großartigen Alpennatur, wurde vom „Schwager“ mit großer Freundlichkeit und Gefälligkeit ein Tisch zurechtgestellt; „die Sei“ (sein Weib) breitete ein rotausgenähtes Linnentuch darüber aus. Bald stand frische Butter da, weiß wie der Schnee auf den Alpen. Der alte „Schwager“ mit seinen kurzen Lederhosen und bloßen Knien stand freundlich lächelnd daneben, aus seinem kurzen Pfeifchen schmauchend. Man sah es ihm an, daß wir keine unliebsamen Gäste waren. — Wie? Einen Schluck Enzian werden Sie wohl nicht ver-
schmähen? — Ist man auch ein abgesetzter Feind von Spirituosen, auf den Bergen wird das Herz weit und alle Feindschaft hat da ein Ende! Darum wurde auch das mit roten und blauen Blumen bemalte Glas, das uns der gastfreie Wpfer darbot, gern in unserer Mitte aufgenommen. Unterdessen spütete sich die „Schwagerin“ am Herde und überraschte uns mit einem Hafen Kaffee, wodurch wir in die heiterste Stimmung versetzt wurden.

Die Gutmütigkeit dieser Leute geht über alle Maßen. So arm sie sind, so geben sie doch mit ungeheuchelter Bereitwilligkeit, was sie haben. Das Gastrecht ist ihnen heilig; und wenn erst der Herr Pfarrer kommt, da ist ihre Freude unbeschreiblich; das Beste, was vorrätig, wird da aufgetischt und der Tag im Kalender als ein besonderer Ehrentag unterstrichen, vorausgesetzt, daß sich ein Ka-

lender im Hause befindet. Der urgemüthliche „Schwager“ ist nicht das einzige Exemplar eines Naturmenschen in den Mölltaler Alpen. Wer sich ein wenig abseits von der Straße in die Berge hineinwagt, wird noch mehrere seiner gediegenen Art finden.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, es war bereits Mittag und die höchste Zeit, mich auf den Weg zu machen.

„He, Schwager, kann ich einen Führer bekommen?“

„Wenn die Cilli kommt, die kann ja ein Küchl mitgeh'n.“

Die Cilli kam bald dahergelaufen, ein zwölfjähriges munteres, der Alpenwege kundiges Mädchen. Im Nu war die Cilli in ihrem Sonntagsspenjerchen da. Ich verabschiedete mich von meinen Freunden und folgte der jugendlichen Führerin, die wie ein flinkes Reh vorauseilte.

Der schmale steinige Fußsteig führte uns hart am Wasserfalle bergan. Das Alpenkind brauchte nicht erst aus der Verschanzung von Ja und Nein herausgelockt zu werden, es fand seine Freude daran, mir über alles Auskunft zu geben. Die Maid wußte die Namen der Berge, erzählte mir vom verfallenen Kupferbergwerk im Knappenberge, wie ihr Großvater noch das Erz in Schweinshäuten ins Tal herabgezogen und was das für eine lustige Fahrt war. „Mein Vater spricht oft davon,“ sagte sie, „das waren gute Zeiten, da gab's noch was zu verdienen; nun hat alles aufgehört!“

Es mag einen interessanten Anblick gewährt haben, wenn so gegen vierzig Erzzieher mit ihren Säcken in Schlangengewindungen über die steilen, schneebedeckten Berg-

hänge hintereinander hinabbräusten. Was war da vor Zeiten für ein reges, bewegtes Leben! Nun herrscht Totenstille ringsum, die letzten Überbleibsel der ehemaligen montanistischen Betriebsamkeit werden bald von den Elementen weggesegt sein. Das Kupferbergwerk steht jetzt unter Wasser, ist teilweise verkeest und ist wenig Aussicht vorhanden, daß es wieder in Betrieb gesetzt wird, obschon die Erzschätze bei weitem noch nicht erschöpft sein mögen.

An der Höhe, die wir mittlerweile erreichten, standen Alpenhütten zerstreut umher. Es war die Großfraganter Alpe mit ihren Hochwiesen, am Fuße eines kahlen, verwitterten Bergrückens, der sich auf einmal in unseren Horizont stellte und uns alle Aussicht benahm. Meine Führerin nannte ihn den Reidingkopf.

Der höchste Punkt des Schobers heißt An der Mark; dort sieht man mit freiem Auge den Spiegel des Millstättersees. Gegen Norden eröffnet sich ein herrliches Gebirgs panorama, die Alben mit ihrer grotesken Umgebung von Spizen, Gräten und Felskämmen.

Wie gebannt bleibt man da stehen, um dies erhabene Gemälde, in welchem der Mocharkopf, Albenkogel und der Stellkopf am höchsten emporragen, zu betrachten. Alpensegler und Dohlen streiften über die in den Bergschründen lagernden Schneefelder hin, aufgeschreckt durch einen in diesem Felsenamphitheater mehrfach widerhallenden Jauchzer Gills.

„Der Weg ist nun nicht mehr zu fehlen!“ rief sie und mit einem freundlichen Gruße war sie verschwunden.

Zu meinen Füßen lag das Atnertal; das war nun zu übersezen. An den Hängen, die hier steil zum Atner-

bach abfallen, weideten Ziegen, in der Nähe erblickte ich einen Knaben. „Wie weit ist's von da nach Döllach?“ — „Zwei Stund' wirst wohl noch Handl haben“ (Zeit brauchen), war seine Antwort.

Das Astenertal mit seinen paar vereinsamt stehenden rauchgeschwärzten Bauernhäusern an der Bergelehne gehört schon zur Sagrizzer Pfarre. Es ist wahrlich zu wundern, wie sich in diesem unwirklichen Graben Menschen ansiedeln konnten. Hier, heißt es, läßt man die Toten über Winter liegen, um sie erst im Frühjahr, wenn alles aufstaut, zur Pfarrkirche nach Sagriz zu tragen.

Jenseits des Astenertales an der Höhe liegen die Alpenmatten der Albize mit ihren malerischen Alpenhütten. Nach der Volkssage sollen da vor vielen Jahren die schönsten Getreidefelder gestanden haben, daher diese Alpenwiesen noch immer die Astnerfelder heißen. Weiterhin gegen Norden, zwischen dem Mochar und dem Stefkopf, befindet sich der Waschgang, ein verlassener Goldbergbau. Noch steht das aus losen Steinen ohne Mörtel erbaute Knappenhaus, aber längst schon des Dachstuhls und alles Gebälkes entblößt, in Eis und Schneemassen eingefeilt.

Die Unholde der Vienzer Dolomiten leuchteten schon im Abendsonnenglanze und mahnten zur Eile. Auf dem Allas, der letzten Höhe, die noch zu übersehen ist, findet man ein Meisterstück der Alpenbaukunst: eine aus rohen Stämmen gezimmerte Hütte ohne Fenster. Sie konnte nicht zweckmäßiger gebaut sein: gegen Norden geschlossen, gewährt sie ein sicheres Asyl gegen die hier mit rasender Gewalt tobenden Hochgewitter und Winterstürme. Aus

den Inschriften an der Holzwand dieser Hütte könnte man ohne besondere Mühe die Reihenfolge der Sagrizger Kapläne, die auf ihren Bersehwegen ins Astnertal hier Schutz und Unterstand suchten, zusammenstellen.

Vom Alas hinab geht's schon ins Großkirchheimer Thal. Aber die Wege sind steinig und voll Untiefen; doch wer sollte sich um solche Kleinigkeiten kümmern beim überraschenden Anblick des Glockners, dessen Spitze nun mit einem Male sichtbar wird und mit jedem Schritte höher aus dem Berglabyrinthe emporsteigt? Das hohe Reiseziel vor Augen wanderte ich wohlgemut weiter und noch vor Einbruch der Nacht war ich in Döllach im Großkirchheimer Thale.





Zu den Steiner Alpen.

Wenn wir einen Höhenpunkt Unterkärntens erklimmen und die Blicke nach Süden wenden, liegt der lange Zug der Kalkalpen wie ein offenes Buch vor uns, ein Buch, in welchem die geheimnisvolle Geschichte der Urzeit mit riesenhaften Runen verzeichnet steht; ja wie ein ungeheurer Sarkophag mit Hieroglyphen, nur für das Forscherauge lesbar. Seine grotesken Formen, seine kahlen, gebleichten Felswände, die geisterhaft in die üppige Vegetation der Talgelände niederschauen, fesseln unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade. Und über diesem wilden Gewirre von Zacken und Hörnern erheben sich im Südost die gewaltigen Steiner Alpen, — ein Bild, das an Großartigkeit seinesgleichen sucht.

Diese imposante, an den Rand unseres Horizontes hinausgerückte Kalkgruppe birgt in sich ein Juwel der Alpenwelt, das herrliche Logar- und Sulzbachertal. Von Jahr zu Jahr mehrt sich die Zahl der Touristen, welche durch das Samntal in Steiermark herauf diesen Gebirgswinkel an der Kärntner Grenze besuchen. Das im Widum von Sulzbach ausliegende Fremdenbuch ist voll von poetischen und prosaischen Ergüssen in deutscher und slowenischer Sprache über die Wunder der Gebirgsnatur, die sich dem Alpenfreunde hier erschließen.

Von der Kärntner Seite aus wird das Logartal, ob-
schon es uns so nahe liegt, nur selten besucht. Von hohen
Bergrücken umschlossen, ist es freilich auf wenigen über-
gangspunkten zugänglich, die aber bei weitem nicht so
beschwerlich sind. Dazu bieten sie den Vorteil, daß man
von ihren Höhen eine volle Übersicht über die Gliederung
dieses interessanten Gebirgsstockes gewinnt. Zudem rückt
die von Villach nach Marburg führende Eisenbahn so
nahe an die Mündung der Quertäler vor, welche die
Vorberge der Karawanken durchschneiden, daß man von
den Stationen Kühnsdorf, Prävali oder Bleiburg aus
leicht das Pfarrdorf Sulzbach erreicht.

Zwischen den Vorbergen liegen auch Eisenkappel und
Schwarzenbach als bequeme Ausgangspunkte, um in das
Herz der Steiner Alpen vorzudringen. Ein geübter Fuß-
wanderer könnte schon von Klagenfurt aus in die Kalk-
alpen einlenken, um an den nördlichen Abhängen der
Karawanken durch das reizende Zellertal und den
Ebriacher Graben nach Kappel zu wandern, eine Tour,
welche auch in ethnographischer Richtung sehr bemerkens-
wert ist.

Als Jochübergänge, die über den Bergrücken nach
Sulzbach führen, sind zu bezeichnen der Vellacher und
Leonharder Sattel von Kappel aus, der Wüstra- und
Kopreinsattel, wenn man von Schwarzenbach aus geht.

Auf einer Wanderung längs den nördlichen, steilen
Abhängen der Roschuta über die Scheida durch den
Ebriacher Graben war ich, vom schönen Wetter begünstigt,
gegen Mittag nach Eisenkappel gekommen. Dieser Ort
liegt am östlichen Fuße des Obir am Zusammenflusse des

Bellach= und Ebriachbaches im Bellacher Tale, das reich an Naturschönheiten ist.

Erst am Ausgange des Grabens von Ebriach taucht der Marktslecken auf, den hohe Gebirge einschließen. Man ist angenehm überrascht von seiner stattlichen Häusergruppe, kaum zu vermuten in einem so abgelegenen Bergtale. Von montanistischer Betriebsamkeit war im Orte selbst wenig zu bemerken.

Im Weiterstreiten ward ich bald inne, daß ein der slowenischen Sprache mächtiger Führer nicht überflüssig wäre, denn die Landschaft da ist von Slowenen bewohnt. Zuweilen begegnet man schweren, mit Ochsen bespannten Kohlenfuhrwerken, die mühsam den Weg herableuchten. Sie kommen aus den herrschaftlichen Forsten, die sich über die ganze Höhe hin erstrecken.

Noch zieht sich der Weg eine Stunde hin, ohne besonderes Interesse zu bieten; beiderseits von hohen Berghängen eingeengt, ohne alle Aussicht, und am Ufer des steil abfallenden Baches bergan. Da wird eine gute Lunge erfordert und die merkwürdige Pflasterung des Pfades mit aufeinandergereihten Baumstämmen liefert uns Stoff zur Betrachtung über den reichen Baumwuchs dieser Wälder.

Doch wenn man den Höhepunkt erreicht, wo auf sonnigem Wiesenplan ein freundliches Gehöfte sich ausbreitet, da hat der Wanderer nach Norden einen Ausblick über die breite Ebene eines Theiles des Sauntales, hinter welchem, in weite Ferne hinausgerückt, die steirischen Alpen den Horizont begrenzen. Auch der an Bleierz reiche Obir (2141 Meter) streckt in der Nähe sein

fahles Haupt empor und wir können an seiner Südseite die Windungen des Ebriacher Grabens verfolgen. Doch bei alldem bleibt die Aussicht noch immer beschränkt; sie erweitert sich erst, wenn der Wanderer die Höhe von St. Leonhard erstiegen hat.

Nach einer viertelstündigen Wanderung liegt der Weiler St. Leonhard vor uns. Weit hinaus über die Vorberge der Karawanken schweift der Blick nach der schönen Ebene des Drautales und nach den wellenförmig geschwungenen Hügelketten Mittelkärntens bis zu den nördlichen und östlichen Grenzwächtern hin.

Die Leonharder Kirche ist mit dem Symbol ihres Patrons, einer langen Kette, umspannt. An ihren Torflügeln hängen einige altertümliche Hufeisen als Erinnerung an die Türkeneinfälle in Kärnten. Die Türken sollen diese Kirche als Stall benutzt haben und zur Strafe für diesen Frevel sollen den Pferden die Hufeisen abgefallen sein. Die an der Kirchenpforte befindlichen scheinen aber kaum für die Hufe eines arabischen Renners gepaßt zu haben. Auch über den breiten Rücken der Uchova sollen die Türken hinaufgeritten sein.

Wir haben noch eine Stunde Weges bis zur Sattelhöhe durch dichte Waldbestände zurückzulegen. Plötzlich lichtet sich dann der Wald und das Riesengemälde der Steiner Alpen liegt entfaltet da.

Ein einfaches Kreuz bezeichnet hier die Grenze zwischen Steiermark und Kärnten.

Wie die Zentralalpen mit ihren Gletschern, ihren duftenden prächtigen Alpenmatten und ihrem Wasserreichtum, der sich weit hörbar in zahllosen Abstürzen und

Wasserfällen kundgibt, haben auch die Kalkalpen ihre Schönheiten und Eigentümlichkeiten; und ich würde hier nur Bekanntes wiederholen, wenn ich auf den in die Augen fallenden Kontrast beider Berggürtel näher eingehen wollte.

Etwas steil abwärts führt ein kaum kenntlicher Fußpfad nach Heiligen Geist, von wo man dann die südliche Profilanischt der Uchova im Rücken, durch einen tief einschneidenden Graben in einer Stunde das Sannufer erreicht.

Noch bevor ich hinabkam, überraschte mich die Nacht. Hier und dort tauchte ein Licht an dem Berggehänge auf und zeigte mir die hohe Lage der Bauernhöfe; am nächsten Himmel funkelten einzelne Sterngebilde, aber so schwach, daß am dunklen steilen Pfade nur mehr die weißen, vorspringenden Steine noch sichtbar waren. Glücklicherweise brachte mich eine durch ihren Lichtstrahl sich verratende Hütte in der Nähe des Wildbaches aus der Verlegenheit, jedoch nur, um mich bald darauf in eine neue zu führen. Nur schwer gelang es mir, mich den Leuten verständlich zu machen, da sie kein Wort deutsch verstanden. Es dauerte indes nicht lange, so trippelte ein slowenisches Weib, in einem verschürzten Pelzrocke eingehüllt, ein farbiges Tuch um das Haupt geschlungen, mit einer Stallaterne vor mir her.

Wir übersehten auf einer langen Holzbrücke die Sann, die sich hier schon ein breites Bett ausgewaschen hat. Schweigend, da eine Verständigung nicht möglich war, schritten wir in die Nacht hinein. Ich bedeutete meiner Führerin nur durch die Allersweltsprache, mich in ein

Gasthaus zu führen. Ihr bejahendes Nicken ließ mich vermuten, daß sie meinen Wunsch verstanden habe.

Nach einer halben Wegstunde zeigte sich am nächsten Himmel ein Kirchturm. Bald ging es an Hütten und Häusern vorüber — wir befanden uns in Sulzbach. Meine Begleiterin blieb vor einem schönen, gemauerten Hause stehen. Ich trat in die freundliche, geheizte Stube und schaffte gleich ein Glas Wein und einen Imbiß an, jedoch erkannte ich bald meinen Irrtum, denn ich befand mich statt im Gasthause im Widum des durch seine Gastfreundschaft bekannten Pfarrers von Sulzbach.

Von Sulzbach aus macht man gewöhnlich einen Abstecher ins Logartal zum Rinke-Wasserfall. Auch die Besteigung der Ušchowa bietet an dieser Seite keine Schwierigkeiten. Schwerer zugänglich soll die in deren Innern befindliche Tropfsteingrotte sein. Eine Sage im Volke erzählt von unermesslichen Schätzen, die, von einer gefrönten Schlange bewacht, in der Grotte verborgen liegen.

In Sulzbach selbst wird man bald heimisch, besonders in einem so gastlichen Hause und in so angenehmer Gesellschaft wie im Widum. Das Dorf ist nicht unfreundlich, die Gebäude und Hütten bilden eine kleine Gasse, überragt von der gotischen Pfarrkirche. Sie liegt auf einer Anhöhe und zeichnet sich im Innern durch besondere Nettigkeit aus. Die Umgebung läßt nichts zu wünschen übrig; Berg und Tal trägt den Charakter der Großartigkeit. Auch an einladenden Spaziergängen gegen das Logartal und die Nadel hinaus fehlt es nicht. Im Winter mag es freilich anders sein. Nur muß man sich mit dem Gedanken befreunden, daß man hier von der Welt völlig abgesperrt

lebt. Die Verbindung durch das Sannthal hinab ist durch die Talenge „die Nadel“ wie abgeschnitten; Lastwägen müssen, um weiter zu kommen, streckenweise das rauhe Flußbett der Sann als Straße benutzen. Einen sehr imposanten Anblick gewährt die Raducha, deren Steilwände mit ihrem zerklüfteten Kamme uns so nahe gerückt sind, daß ein Felsabsturz für das Dorf ein sehr gefährliches Naturereignis wäre, denn es würde Mann und Maus unter Schutt und Trümmer begraben.

Es war ein sonniger Tag, als ich das gastliche Haus verließ, um über den Kopreinsattel nach Schwarzenbach und durch das Mißthal nach Bleiburg zu wandern.

Der Weg führt über die Sann in den Bergkessel zurück, in der entgegengesetzten Richtung des Logartales. Eine Zeitlang geht es über Felder und Wiesen von beträchtlicher Steigung und an manchem stattlichen gemauerten Bauerngehöfte vorüber. Die Wände sind weiß getüncht, im Gegensatz zu den Behausungen der Slawen am nördlichen Abhange der Karawanken, wo sich die Vorliebe der Wenden für das Bunte nicht bloß in ihrer malerischen Tracht, sondern auch in den von oben bis unten mit Heiligenbildern bemalten Gebäuden und selbst in deren inneren Ausschmückung ausspricht.

Den Kopreinsattel erreicht man in zwei leichten Stunden und steht da wieder an der steirisch-kärntnerischen Grenze, von der man einen Ausblick ins Kärntnerland über bewaldete Höhen mit der Pegen (2124 Meter) zur Linken und dem schön geformten Ursulaberge (1696 Meter) im Hintergrunde, genießt.

Auf dieser Höhe hielt ich an, um noch einmal in den

Talkeßel von Sulzbach zurückzuschauen und von den hochaufragenden Kuppen der Steiner Alpen Abschied zu nehmen. Sie sahen im Sonnenglanze so freundlich aus, diese wilden zerklüfteten Heroen der Kalkalpenwelt, daß ich mich schwer von ihrem Anblick zu trennen vermochte.

Die Gräben und Schluchten, die man da überblickt, sind natürliche Mineralienkabinette, und dem Geologen muß das Herz im Leibe lachen, wenn er an den Ufern der Wildbäche die durcheinandergemengten verschiedenartigen Steintrümmer betrachtet.

Ein Führer ist nur bis zur Sattelhöhe vonnöten; von da gelangt man in drei Stunden durch den Kopreingraben nach Schwarzenbach. Man wandert, den Ostabhang der Uchowä (1930 Meter) umgehend, die hier ohne Schroffen sanft abdacht, immer in östlicher Richtung fort. Der Kopreingraben, in welchem auf einer Anhöhe die Kuratie St. Jakob liegt, — das einzige kultivierte Plätzchen in dieser Waldwildnis — zieht sich zwischen den hohen Berglehnen der Bezen und des Wüstra-Rückens in mannigfachen Windungen fast eben bis Schwarzenbach hinaus. In seinen dichten Forsten und Schlupfwinkeln fanden vor Jahren der Militärpflicht Entlaufene ein sicheres Asyl, wo sie der Arm der weltlichen Gerichtsbarkeit nicht leicht zu erreichen vermochte. Es war in den Fünfzigerjahren, da mußte Militär aufgeboten werden, um die Flüchtlinge aus ihren fast unzugänglichen Verstecken herauszuholen. — Nur selten begegnet man einem menschlichen Wesen. Einzelne Sägemühlen und das Rauschen der Miß beleben die Waldeinsamkeit. Das Dunkel der düsteren Nadelwäldungen wird zeitweilig vom freundlichen

Grün der in den Kalkalpen so häufig vorkommenden Buche und malerischen Felsgruppierungen angenehm unterbrochen. In der Mitte des Grabens spaltet sich die Berglehne zur Linken und läßt uns in eine von den kahlen Wänden der Pezen gebildete Schlucht hineinblicken, aus welcher der Toplabach herabkommt und sich in die Miß ergießt. In ihrem hintersten Winkel liegt der Toplabauer, von dem aus der Scheitel der Pezen (2124 Meter) in zwei Stunden bequem erstiegen wird. Im Verlaufe des Weges kommt man an einem, wie es schien, in zeitweiligen Ruhestand gesetzten Erzpocher und erst gegen Ausgang des Grabens an vereinzeltten Hütten und nicht besonders einladenden Ortschaften mit stocklawijcher Einwohnerschaft vorüber.

Wie vor Sulzbach im Samntale, befindet sich auch vor Schwarzenbach eine Art Nadel, eine Felspalte, durch welche der vom Kopreingraben herausführende Weg sich durchklemmt. Die Leute nennen dieses natürliche Felsstor Die Iufete Wand. Dann breitet eine moosige Ebene sich aus und in der Luft verschwimmende Rauchsichten bezeichnen uns die Lage von Schwarzenbach.

Diese Ortschaft ist ziemlich groß. Da hört man wieder deutsche Laute, obschon die Bevölkerung vorherrschend slowenisch ist. Der Verkehr mit Deutschen hat zur Folge, daß die Slowenen sich mit der deutschen Sprache vertraut machen.

Bei Schwarzenbach macht die Miß eine Wendung nach Norden und durchschneidet, der Drau zuwendend, die Vorberge der Pezen und des Ursulaberges, die an manchen Stellen mit ihren aus dunklen Waldungen hervortretenden

Steilwänden so nahe zusammenrücken, daß nur der Wildbach und die Straße Raum haben. An einem solchen Punkte hat sich ein kolossaler Felsblock quer über den Weg gelagert und die Straße führt hier insofgedessen durch eine künstliche Felspforte, von der ein weißes Steinkreuz herabschaut.

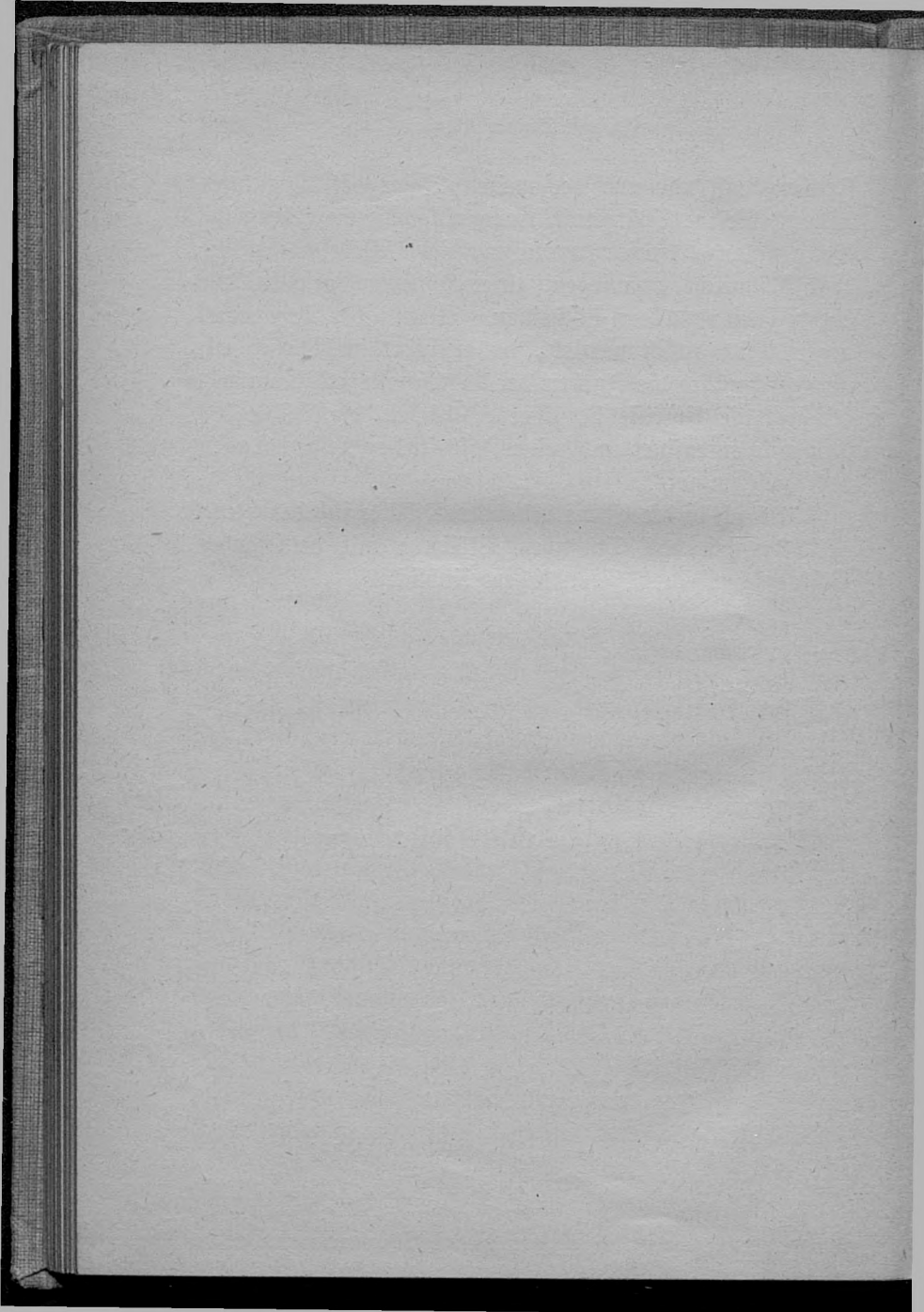
Das Mißtal, in dem wir uns jetzt befinden, ist eine Fortsetzung des Kopreingrabens und hat mit demselben viel Ähnlichkeit, nur herrscht hier mehr Leben. Wo sich die schmale Talsohle etwas erweitert, erblickt man nette Gehöfte und jedes Plätzchen ist da benützt. Die Miß, die immer breiter wird, setzt Mühlen und Pochwerke in Bewegung; man kommt an Schmelzen, Drahtziehereien und stattlichen Werksgebäuden vorüber, während man an den Felswänden die schwindelnden Stege der Knappen verfolgen und manchen in den Berg eingetriebenen Stollen mit den wie Adlernester an den Felschroffen hängenden Knappenstuben bemerken kann.

Nach einer Wegstunde zeigt sich am Fuße der Felsen in einem schmalen lieblichen Talbecken das Dorf Miß. Hier teilt sich die Fahrstraße; rechts geht es nach Prävali, der berühmten Gewerkschaft mit ihren Hochöfen und Bessemer-Hütten, links nach Bleiburg. Ich schlug letzteren Weg ein. Bald nimmt uns ein Wäldchen auf und das idyllische Landschaftsbild schwindet aus unserem Gesichtskreise. Eine feuchte Luft weht uns entgegen, Nebelstreifen sowie der Rauch eines Kohlenmeilers ziehen durch die Wipfel der Fichten, der Nebel wird mit jedem Schritte dichter, bald wandern wir, wie in eine undurchsichtige Wolke gehüllt, ohne alle Aussicht dahin, — ein sicheres

Zeichen, daß wir uns der weiten Ebene des Drautales nähern, die im Spätherbst, wenn ringsum die Höhen im Sonnenglanze leuchten, von mächtigen Nebelmassen bedeckt ist, welche, von irgend einer Höhe aus gesehen, wie ein wogendes Meer erscheinen. Wenn aber der Nebel gegen Mittag sich verzieht, da erscheint die Natur wie neu geschmückt; die Farben der Landschaft sind dann viel frischer, die Umrisse der Berge schärfer, die Bläue des Himmels intensiver und reiner, als in den heißen Tagen des Hochsommers.

Als ich in die Ebene hinaustrat, hatte sich der Nebel gelichtet und das Städtchen Bleiburg mit dem hohen Schlosse bot einen freundlichen Anblick.





Inhalt.

Aus dem Gailtaler Volksleben.

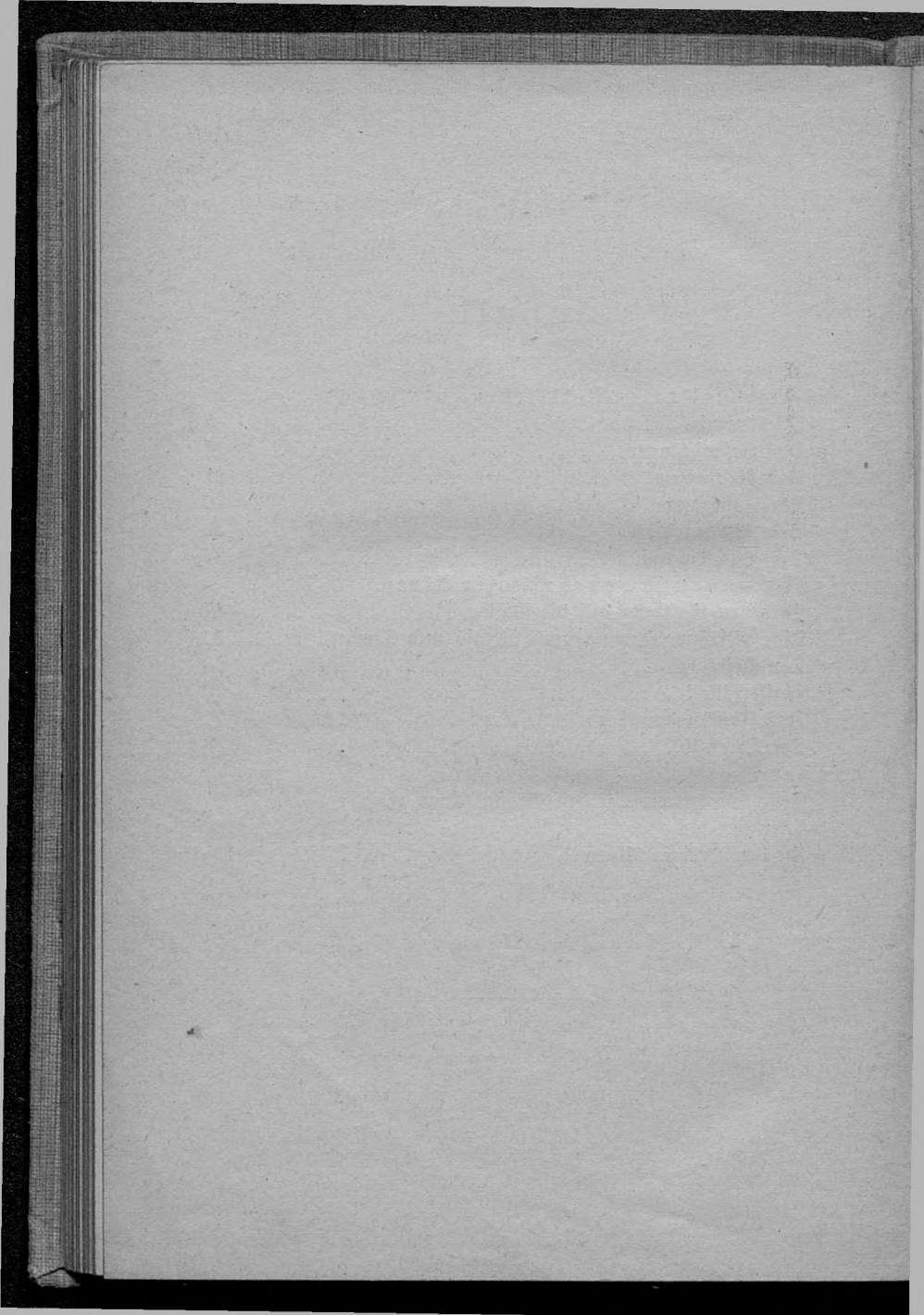
Osterbräuche	5
Das Hefenschlagen	14
Das Reifheizen	21
Der Laufgang	26
Eine Bergpredigt	32
Der Bachfeiertag	37

Wanderungen in den Gailtaler Alpen.

über den Gailberg auf die Plöken	47
Eine Herbstwanderung nach Gerojo und Timau	53
Der Reißkofel	63
Wasserfälle	70
Das Laufengebirge	77
Der Östernif	83

Anhang.

Erste Wintertour auf den Großglockner	91
über den Schober	109
Zu den Steiner Alpen	115



Volksbücherei.

Bandausgabe in Leinwand mit Rotschnitt.

Bereits Erschienenes oder zunächst Erscheinendes:

a) Werke deutscher Dichter.	Preis geb. K oder M.
* Dichter, unsere. Eine Anthologie. Mit Portraits.	1-10
* Droste-Hülshoff Annette, Gedichte. Mit Bild der Dichterin, Einkl. u. Anm. — Die Judenbuche.	— 90
* — Das geistliche Jahr.	— 90
Eichendorff Jof., Aus dem Leben eines Taugichters. — Schloß Dürande. Mit Bild des Dichters.	1-10
— Gedichte. (Auswahl.)	1-10
Grillparzer Franz, Die Ahnfrau. — König Ottokars Glück und Ende. Mit je einem Titelbild.	1-30
— Weh dem, der lügt! — Ein treuer Diener seines Herrn.	— 90
Hoffmann E. T. A., Meister Martin und seine Gesellen. — Kleist Heinrich, Michael Kohlhaas. Mit Titelsbild.	1-10
Ludwig Otto, Zwischen Himmel und Erde. — Aus dem Regen in die Traufe. Mit Bild des Dichters.	1-30
Mörke Ed., Mozart a. d. Reise n. Prag. Mit Bild d. Dichters.	— 90
Schiller Friedrich, Wilhelm Tell. Mit Titelbild und Karte.	— 90
Stifter Abalbert, Der Hochwald. Das Heidedorf. — Feld- blumen. Mit 2 Bildern.	1-30
— Die Narrenburg. — Die Mappe meines Urgroßvaters.	1-80
Wunderhorn, Des Knaben. Mit Titelbild.	1-30

b) Erzähler der Gegenwart und Volksbücher.

* Achleitner Artur, Auf einsamer Höh'. Mit 17 Illustr.	— 90
* — Der Radmeister von Vorderberg. Mit 8 Illustr.	1-10
* Beatushöhle. — * Sirlanda. Mit je 1 Bild.	1-10
Brady C. F., Der kleine Ingenieur.	1-10
Bulwer Edw., Der letzte Tribun. Frei bearb. Mit 11 Illustr.	1-30
Buol Maria, Aus Etschland und Zuntal.	— 90
* Carnot Maurus, Geschichten aus dem Bündnerlande.	1-10
* Dyherrn Georg, Hochlandsnovellen. Mit 25 Illustr.	1-50
* Elsenau W., Die Kreuzfahrer. — Abt Hartmann. — Marien- minne. Illustr.	1-80
Feichtlbauer Martin, Volkserzählungen.	1-10
Fleuriot Genäide, Eine unsichtbare Kette. Mit Titelbild.	1-10

Preis geb.
K oder M.

Flir A. , Bilder aus den Kriegszeiten Tirols.	1:30
Forstner M. , Aus dem Waldviertel.	1:10
* Franzisz Franz , Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten.	1:10
Franzisz Blütengärtlein . Übers. und eingel. von G. Muhr.	1:10
* Fridolin vom Freithal , Das Hochgericht im Birkachwald	1:30
Gerstäcker Frdr. , Das sonderbare Duell. — Verhängnisse.	1:10
— Der Wildddieb. — Mählhubers Reiseabenteuer.	1:30
Handel-Mazzetti Curica v. , Novellen. Mit Einleitung und Bild der Dichterin.	1:10
Herbeck Jos. , Weltferne Geschichten.	—90
Kümmel Konr. , Der Schreinermax.	1:50
Künstlergeschichten . Mit 10 Vollbildern.	—90
Lentner J. F. , Zwischen Lech und Inn.	—90
May Karl , Der Dukatenhof.	—90
May Vinzenz , Volkserzählungen. Mit Bild des Verf.	1:10
— Zweite Reihe.	—90
Meischke-Schmidt , Chinesisches. Illustr.	—90
Mügge Th. , Der Bogt von Sytt.	1:30
Bramberger Romuald , Der Pfleger auf Stein. Mit Bildern.	—90
* — Die Lambertuszelle. Illustr.	1:10
* Broschko Fz. F. , Erasmus Zattenbach. Mit 6 Vollbildern.	1:30
Reimmichl , Aus den Tiroler Bergen.	—90
Rosegger Peter , Steirische Geschichten. — Koerber Paul , Hie Teufel, hie Engel.	—90
Schimpf und Ernst . Mit Bildern. — Ebersberg Jul. , Geschichte eines alten Kommissariants.	1:10
* Schrott-Fiechtl , Zwischen Foch und Ach'n. Tiroler Berg- bauerngeschichten. Mit 18 Illustrationen.	1:10
* — Moderne Bergbauern. Mit 33 Illustr.	1:50
* — Aus'n Tiroler Landl. Mit 18 Illustr.	1:10
Schuppe A. , Laura Bassi. Emanuel Astorga. — Wid- mayer Barth. , Bunte Geschichten.	—90
Smolle Leo , Der letzte Graf von Gills.	1:10
Spindler C. , Nach Amerika. — Ritter und Bürger. Ein echter Edelmann.	—90
Volksbücher , Deutsche. (Schwab.) I. Doktor Faustus.	—90
— II. Die vier Heimonskinder.	—90
Wichner Josef , Tiergeschichten.	—90
* Wiesing Hans , Agnes vom Paltental. Mit 6 Vollbildern.	1:30
Zeiler F. A. , Jose Blätter.	—90

Zingeler A. , Der Parteigänger der Königin. (Nach Ch. Buet.)	1:30
Zingeler Karl Th. , Die Bumiller.	1:30

c) Fremde Literaturen.

Nordgermanische (holländische, skandinavische, englische, amerikaniſche)
Literatur.

* Conscience H. , Der Löwe von Flandern. Mit Titelbild.	2:—
— Der Ketrut. — Der Bahnwächter. Mit Bild des Verf.	1:10
Gould S. B. , Domitia. Ein Sittenbild a. d. röm. Kaiserzeit.	1:30
Holland Olive , Ein japanischer Roman.	1:50
Lagerlöf Selma , Unsichtbare Bande. Mit Bild der Verf.	1:10
Melati von Java , Die Amerikanerin.	1:10
— Michael der Sänger.	—:90
* Wallace Lewis , Ben Hur. Erzählung aus der Zeit Christi. Mit 12 Vollbildern und Bild des Verfassers.	2:70
* Wiseman Mik. Kard. , Fabiola oder Die Kirche der Kata- komben. Mit 10 Bildern.	2:—

Slawische (polnische, russische) Literatur.

Gorki Maxim , Novellen und Skizzen. Mit Bild d. Verf.	—:90
Skonſki W. , Arme Menschen. Drei Zeitbilder.	—:90
* Sienkiewicz H. , Die Kreuzritter. Mit 6 Vollbildern.	2:50
* — Uns liebe Brot und andere Novellen. Mit Bild des Dichters.	1:50
* — Quo vadis? Historischer Roman aus der Zeit des Kaisers Nero. Mit 9 Vollbildern und einer Karte.	2:50
Stepniak , Der Flüchtling.	—:70
Tolstoi Leo , Die Kosaken. Mit Bild des Verfassers.	1:10
— Russische Volkserzählungen und Legenden.	1:10

Romanische (französische, spanische) Literatur.

Bazin René , Frau Corentine.	1:10
Buet , Der Parteigänger der Königin, ſiehe Zingeler.	
Daudet Alphonse , Tartarin von Tarascon.	—:70
Coloma Luis , Unterhaltende Erzählungen.	1:10
Coppée François , Die wahrhaft reich ſind.	—:90
Erueba A. de , Baſtiſche Volkserzählungen.	1:30

Die mit * bezeichneten Werke ſind auch in eleganten Geſchent-
einbänden oder in Sondereinbänden erhältlich.

